Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit

12 (2008) Heft 1

Universitätsverlag Potsdam

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e.V.

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit

12 (2008) Heft 1
Universitätsverlag Potsdam

Universitätsverlag Potsdam 2008
http://info.ub.uni-potsdam.de/verlag.htm

Universitätsverlag Potsdam, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam
Tel.: +49 (0)331 977 4623 / Fax: - 4625
E-Mail: ubpub@uni-potsdam.de

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit
wird herausgegeben im Auftrag des AK Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e.V. vom Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam und erscheint mit freundlicher Unterstützung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Potsdam.

Satz: Ulrike Ludwig

ISSN 1861-910X

Online veröffentlicht
auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam
URL http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2008/1906/
URN urn:nbn:de:kobv:517-opus-19069
[http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-19069]

Zugleich gedruckt erschienen im Universitätsverlag Potsdam:
ISSN 1617-9722

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

vor Ihnen liegt, nunmehr bereits im 12. Jahrgang, das aktuelle Heft des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. Einmal mehr möchte ich mich, auch im Auftrag des Vorstands, beim Redaktionskollegium für die geleistete Arbeit herzlich bedanken. Ohne den unermüdlichen Einsatz von Ulrike Ludwig, Gundula Gahlen, Sascha Möbius, Jan Willem Huntebrinker, Urte Evert und Carmen Winkel wäre die Realisierung der AMG-Zeitschrift nicht möglich gewesen.

Der bewährte Aufbau wurde beibehalten; neben den Aufsätzen (von Mathis Mager und Vladimir von Schnurbein) finden Sie Projektbeschreibungen, Tagungsberichte, Rezensionen und Ankündigungen. Auf der folgenden Seite finden Sie zudem die Einladung zur diesjährigen Mitgliederversammlung des Arbeitskreises auf dem Historikertag in Dresden.

Neben der Zeitschrift zählt die Schriftenreihe *Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit* zu den wichtigsten Publikationsplattformen des Vereins. Hier konnte vor einigen Monaten mit der Dissertation von Ewa Anklam ein weiterer Zuwachs verzeichnet werden; noch in diesem Jahr sollen auch die Sammelbände zu den Tagungen in Potsdam (2003) und Tübingen (2005) erscheinen, so dass die Schriftenreihe dann zehn Bände umfassen wird.

Wie in den vorliegenden Projektbeschreibungen von Carmen Winkel und mir bereits angedeutet, hat sich in Potsdam ein kleiner Forschungsschwerpunkt („Militär und Gesellschaft im Brandenburg-Preußen des 18. Jahrhunderts") entwickelt. Dieser Schwerpunkt basiert letztlich auf einer in den Jahren 2002-2004 erarbeiteten Militärinventar-Datenbank (siehe S. 98). Mittlerweile sind daraus mehrere Magister- und Promotionsprojekte erwachsen, von denen sicherlich in naher Zukunft berichtet werden wird.

Ralf Pröve

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. (AMG)

Vorstand: Prof. Dr. Ralf Pröve, Prof. Dr. Horst Carl, Prof. Dr. Jutta Nowosadtko,Prof. Dr. Matthias Asche, Prof. Dr. Jörg Rogge, Dr. Ulrike Ludwig

Sehr geehrte, liebe Mitglieder unseres Arbeitskreises, liebe Kolleginnen und Kollegen,

im Auftrag des Vorstands des *Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* e.V. darf ich mir erlauben, Sie ganz herzlich zur satzungsmäßigen Mitgliederversammlung für Donnerstag, den 2. Oktober 2008, um 13 Uhr, einzuladen. Sie findet, wie bislang üblich, im Rahmen des 47. Historikertages in Dresden statt (Raum 101 im Hörsaalzentrum der Technischen Universität Dresden).

Die Tagesordnung sieht folgende Punkte vor:
Top 1: Verlesung und Genehmigung der Tagesordnung
Top 2: Genehmigung des Protokolls der Mitgliederversammlung in Konstanz 2006
Top 3: Bericht des Ersten Vorsitzenden
Top 4: Bericht der Schatzmeisterin
Top 5: Bericht des Kassenprüfers
Top 6: Entlastung des Vorstandes
Top 7: Neuwahlen zum Vorstand
Top 8: Wahl eines Ehrenvorsitzenden
Top 9: Neuwahl des Kassenprüfers
Top 10: Bericht über die Vorbereitungen für die AMG-Jahrestagung 2009 in Gießen
Top 11: Aussprache über Ort und Thema der AMG-Jahrestagung 2011
Top 12: Satzungsänderung (vgl. Antrag des Vorstandes im Anhang)
Top 13: Allfälliges.

Ich verbleibe mit den besten Wünschen, auch Namen der übrigen Vorstandsmitglieder,

gez. Matthias Asche, Schriftführer *Tübingen, den 8. Juni 2008*

Anhang zur Einladung Mitgliederversammlung am 2. 10. 2008 in Dresden

Zu Top 12: Zu diesem Tagesordnungspunkt liegt bereits ein Antrag des Vorstandes auf eine Satzungsänderung vor:

Der Vorstand des *Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* e.V. beantragt, dass die Mitgliederversammlung folgende Satzungsänderung beschließen möge:

Satzung § 11, Abs. 5 bisher: *„Alle zwei Jahre findet parallel zum Historikertag die Mitgliederversammlung statt, in dem Jahr dazwischen wird nach Festlegung durch die Mitgliederversammlung ein Forschungskolloquium bzw. Workshop durchgeführt."*

Satzung § 11, Abs. 5 neu: *„Die Mitgliederversammlung findet alle zwei Jahre statt."*

Inhalt

AUFSÄTZE
Mathis Mager
Die Belagerung und Eroberung des Johanniterordensstaates Rhodos 1522 – Feindbeschreibung, Türkenbild und Kriegsdeutung 7
Vladimir von Schnurbein
Die Bemühungen des Hauses Habsburg zur Ansiedlung von Ritterorden beim Aufbau der Militärgrenze 36

PROJEKTE
Holger Berg
Military Occupation under the Eyes of the Lord. Studies in Erfurt during the Thirty Years War 53
Holger Th. Gräf, Lena Haunert
„Briefe von meinen Freunden, besonders aus America." Die Korrespondenz des hessischen Kriegsrates Georg Ernst von Gilsa (1772-1784) – Editionsprojekt 58
Dierk Walter
Imperialkrieg: Asymmetrische, transkulturelle kleine Kriege im Dienste der Expansion und Konsolidierung der Weltherrschaft des Westens (1500-2000) 67
Ralf Pröve
Militär und Gesellschaft im Preußen des 18. Jahrhunderts. Vorstellung eines Forschungskonzepts 72
Carmen Winkel
Offiziere des Königs? Adlige Netzwerke und Patronage im preußischen Offizierkorps 1713-1806 81
Markus Hien
Zwischen Aktion und Reaktion. Grenzen und Möglichkeiten der Bevölkerungspolitik im 18. Jahrhundert am Beispiel der Ansiedlung und Niederlassung aktiver und ehemaliger Soldaten 89

Ralf Pröve
Cives ac Milites. Konzeption und Design des Militärinventars Brandenburg-Preußen im 18. Jahrhundert 96

TAGUNGSBERICHTE
Angela Strauß
„Geistliche im Krieg" Tagung des SFB 437 „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit" 110
Carmen Winkel
Höchste Gerichtsbarkeit in Kriegszeiten. Eine Tagung des Netzwerkes für Reichsgerichtsbarkeit, der Gesellschaft für Reichskammergerichtsforschung und des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Wien 114

REZENSIONEN
Jan Willem Huntebrinker
Maren Lorenz, Das Rad der Gewalt. Militär und Zivilbevölkerung in Norddeutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg (1650-1700), Köln u. a. 2007 119
Carmen Winkel
Volker Schobeß, Die Leibgarde Friedrichs des Großen. Statusdenken und Sozialprestige – Geschichte einer preußischen Elite, Berlin 2006 123
Dorit Schneider
Beate Engelen, Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisonsgesellschaft im späten 17. und 18. Jahrhundert, Münster u. a. 2005 126
Ralf Pröve
Thomas Fuchs, Bibliothek und Militär. Militärische Büchersammlungen in Hannover vom 18. bis zum 20. Jahrhundert., Frankfurt am Main 2008 131

ANKÜNDIGUNG
Horst Carl (Gießen), Ute Planert (Wuppertal)
CfP: ‚Militärische Erinnerungskulturen' 133

AUTORENVERZEICHNIS 137

VERÖFFENTLICHUNGEN DES AMG 138

Aufsätze

Mathis Mager

Die Belagerung und Eroberung des Johanniterordensstaates Rhodos 1522 – Feindbeschreibung, Türkenbild und Kriegsdeutung[1]

Als im Jahre 1522 die Osmanen zum wiederholten Male die Johanniterfestung Rhodos belagerten, konnten die Johanniter auf eine über zweihundertjährige Landesherrschaft über die Insel Rhodos zurückblicken.[2] Der Ordensstaat der Johanniter war im 16. Jahrhundert eines der letzten Relikte der Kreuzzüge im östlichen Mittelmeer und in Anbetracht der gewaltigen Festungsanlagen das letzte Bollwerk vor einem expansiven Osmanischen Reich. Wenngleich die militärische Stärke des Ordens vergleichsweise gering war, konnte er im Verlauf des 15. Jahrhunderts dennoch mehreren Belagerungen durch die Osmanen standhalten.[3] Der Aufstieg des Ordens war eng mit den ersten Kreuzzügen und dem Kreuzzugsgedanken verbunden. In einer Zeit, in der die europäischen Groß-

---

1 Dieser Aufsatz basiert auf meinem Dissertationsprojekt „Die Wahrnehmung und Deutung der Belagerung und Eroberung des Johanniterstaates Rhodos im Jahre 1522 in zeitgenössischen Quellen", welches am Historischen Seminar der Universität Tübingen von apl. Prof. Dr. Matthias Asche betreut wird. In diesem Projekt soll die Eroberung von Rhodos als vielschichtiges mediales gesamteuropäisches Ereignis dargestellt werden.

2 Zur Struktur der Landesherrschaft auf Rhodos vgl. Jürgen Sarnowsky, Macht und Herrschaft im Johanniterorden des 15. Jahrhunderts. Verfassung und Verwaltung der Johanniter auf Rhodos (1421-1522), Münster u. a. 2001; Jyri Hasekker, Jürgen Sarnowsky (Hrsg.), Stabilimenta Rhodiorum militum. Die Statuten des Johanniterordens von 1489/93, Göttingen 2007; Wolf-Dieter Barz, Der Malteserorden als Landesherr auf Rhodos und Malta im Licht seiner strafrechtlichen Quellen aus dem 14. und 16. Jahrhundert, Berlin 1990.

3 Hervorzuheben ist die erfolgreiche Abwehr der osmanischen Belagerung von 1480 sowie die erfolglose Belagerung der Stadt durch die Mamelucken 1440 und 1444 (vgl. Adam Wienand, Der Johanniter-Orden, der Malteser-Orden. Der ritterliche Orden des hl. Johannes vom Spital zu Jerusalem, Köln 1977, S. 173 f.).

mächte durch die Reformation und den beginnenden habsburgisch-französischen Gegensatz erschüttert wurden, stellte sich die Frage, in wie fern die Ordensritter, die sich aus allen Teilen des europäischen Adels rekrutierten, noch mit den Vorstellungen ihrer Gründungs- und Blütezeit übereinstimmten oder inwieweit die de facto souveräne Landesherrschaft über Rhodos ein landesherrliches Selbstverständnis geprägt hatte.

Die Kriegswahrnehmung in einer Zeit der politischen, kulturellen und religiösen Übergangsprozesse soll dabei anhand von Quellen über die Eroberung von Rhodos 1522 deutlich gemacht werden. Zusätzliche Relevanz erhält diese Fragestellung, da gerade die ursprüngliche Zielsetzung des Ordens im Bewusstsein der Öffentlichkeit Alteuropas bis ins 16. Jahrhundert fest verankert war und als Legitimation zur Existenz des Ordens auch nach dem Verlust des Heiligen Landes angesehen wurde. Die Errichtung und Verwaltung eines eigenen Ordensstaates gehörte hingegen nicht zu den Gründungsmotiven des Ordens, was den Ordensstaat stark von den weltlichen Kreuzzugsstaaten unterschied. Auf der Basis von Aufzeichnungen ausgewählter Augenzeugen der Belagerung von 1522 soll im Folgenden den Intentionen der Ordensritter nachgegangen werden. Anhand von Aussagen des Großmeisters Philippe Villiers de l'Isle Adam und des Erzbischofs von Rhodos Leonardus Balestrinus, des Ordensritters Simon Iselin sowie des geistlichen Chronisten Othmar Nachtgall kann das Selbstverständnis des Ordens an exemplarischen Beispielen untersucht werden. Auf diese Weise können erste Erkenntnisse für die Themenkomplexe Selbst- und Fremdwahrnehmung des Ordens, der römischen Kirche am Beispiel des direkt dem Papst unterstellten Erzbischofs und für die Rezeption der Eroberung von Rhodos im lateinischen Europa gewonnen werden.

1. Zur Auswahl der Quellen

Die Belagerung und Eroberung von Rhodos 1522 ist ein Ereignis, welches durch Augenzeugenberichte äußerst umfangreich dokumentiert ist. Die Ritterbrüder Jacobus Fontanus und Jacques de

Bourbon veröffentlichten wenige Jahre nach dem Fall von Rhodos ihre Erlebnisse in Form von umfangreichen, gedruckten Chroniken.[4] Das Buch ‚De bello Rhodio' des Vizekanzlers Fontanus gilt als zuverlässigste Quelle und wurde im 16. Jahrhundert mehrmals neu aufgelegt und übersetzt.[5] Weitere Augenzeugenberichte existieren in Form von Briefen, die die Johanniter an ihre Heimatkomtureien schrieben. Als Beispiel sind hier die Berichte des Konstanzer Ordensritters Simon Iselin oder des späteren Großpriors Georg Schilling von Cannstatt zu nennen.[6] Viele dieser Briefe wurden als Flugschriften in ihren Heimatländern veröffentlicht. Weitere Quellen über die Eroberung von Rhodos sind im diplomatischen Schriftverkehr sowie im ordenseigenen Archiv in Malta zu finden. Doch nicht nur direkte Berichte, auch verschiedene Wege der Rezeption sind zu unterscheiden. Humanisten wie Philipp Melanchton oder Othmar Nachtgall übersetzten Fontanus' Chronik und leiteten die Übersetzung mit umfangreichen Kommentaren ein.[7] In der literarischen Rezeption entstanden in einem Zeitraum von 1522 bis 1530 viele Klagegesänge, die die Eroberung von Rhodos thematisieren.[8] Die Forschung hat bislang hauptsächlich die beiden großen Chroniken von Fontanus und Bourbon für ereignisgeschichtliche Darstellungen genutzt, während viele andere

---

[4] Jacobus Fontanus, De bello Rhodio libri tres, Rom 1524; Jacques de Bourbon, La grande et merveilleuse et très cruelle oppugnation de la noble cité de Rhodes, Paris 1527.

[5] Arthur Freeman, Editions of Fontanus, De bello Rhodio, in: The Library 24 (1969), S. 333-336.

[6] Peter Füessli, Brief über den Fall von Rhodos 1522, in: Leza Uffer, Peter Füesslis Jerusalemfahrt 1523 und Brief über den Fall von Rhodos 1522, Zürich 1982, S. 142-165; Heinrich Meisner, Deutsche Johanniterbriefe aus dem sechszehnten Jahrhundert, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 49 (1895), S. 565-631.

[7] Othmar Nachtgall, Von jungster belegerung und eroberung der statt Rhodis durch den Türcken im jar unsers hails 1522, Augsburg 1528; Nicole Kuropka, Philipp Melanchton: Wissenschaft und Gesellschaft. Ein Gelehrter im Dienst der Kirche (1526-1532), Tübingen 2002, S. 91.

[8] Carl Göllner, Die Türkenfrage in der öffentlichen Meinung Europas im 16. Jahrhundert, Bukarest 1978, S. 83.

Quellen, vor allem die Flugschriften, noch nicht Gegenstand einer eingehenden Analyse waren.[9]

Einen Schwerpunkt in der Analyse für die vorliegende Untersuchung bilden zwei Ansprachen, die der flämische Jurist und Johanniterbruder Jacobus Fontanus, der während der Belagerung 1522 auf Rhodos war, in seiner umfangreichen Chronik über den Fall von Rhodos überliefert hat. In dieser Chronik sind mehrere Ansprachen abgedruckt, die im unmittelbaren Vorfeld der Belagerung gehalten wurden.[10] Hier behandelt wird die Predigt des Erzbischofs von Rhodos und die Rede des Großmeisters. Wenngleich ähnliche Formulierungsweisen und viele Zitate antiker Historiker in den Reden darauf hinweisen, dass Fontanus die Reden wohl nachträglich mit seinem Bildungswissen erweitert hat, lassen sich doch unterschiedliche Grundtendenzen und Deutungsmuster in Bezug auf den bevorstehenden Krieg herausarbeiten.[11] Ergänzt

---

[9] In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde die Eroberung von Rhodos in einigen italienischen Publikationen unter ereignisgeschichtlichem Blickwinkel thematisiert: Ettore Rossi, Assedio e Conquista di Rodi nel 1522 seconda le relazioni edite ed inedite dei Turchi, Rom 1927; ders., Nuove ricerche sulle fonti turche relative all' assedio di Rodi nel 1522, in: Rivista di studi orientali XV, 1934, S. 97-102; Emanuele Mizzi, Le guerre di Rodi. Relazioni di diversi autori sui due grandi assendi di Rodi (1480-1522), Turin 1934. Weitere Abhandlungen finden sich neben den Gesamtdarstellungen der Ordensgeschichte bei Jean Pierre Tercier, Mémoire sur la prise de la ville et de l'Isle de Rhodes en 1522 par Soliman II., Paris 1759; Eric Brockman, The two Sieges of Rhodes 1480-1522, London 1969; Kenneth Setton, Hadrian VI, the Fall of Rhodes, and Renewal of the War in Italy, in: ders., The Papacy and the Levant (1204-1571), Bd. 3, Philadelphia 1984, S. 198-228.

[10] Fontanus, Rhodio (wie Anm. 4). Als Grundlage für die Zitate aus ‚De bello Rhodio' dient die deutsche Übersetzung von Othmar Nachtgall (wie Anm. 7).

[11] Carl Göllner vertritt die Ansicht, dass die Reden von Fontanus konstruiert wurden, um dessen rhetorischen Stil und damit seine humanistische Gelehrsamkeit unter Beweis stellen zu können, vgl. Carl Göllner, Die europäischen Türkendrucke des XVI. Jahrhunderts, Bd. 1: 1501-1550, Bukarest 1961, S. 127. Diese Annahme beruht vermutlich auf der Tatsache, dass übermäßig viele antike Quellen genannt werden. Die Konstruktion macht sich in der Tat vor allem in der Predigt des griechischen Metropoliten bemerkbar. Hier ist es gänzlich unwahrscheinlich, dass der Metropolit seine Ansprache an die griechische Stadtbevölkerung nahezu komplett mit Verweisen auf römische Historiker begründet hatte.

durch den Bericht des einfachen Ordensritters Simon Iselin beinhalten die diesem Aufsatz zugrunde liegende Quellen ein repräsentatives, wenngleich auch nicht umfassendes Spektrum an Kriegswahrnehmungen während der Belagerung auf Rhodos. Exemplarisch für die Rezeption und Instrumentalisierung der Berichte im lateinischen Europa steht die umfangreiche Übersetzung und Kommentierung von ‚De bello Rhodio' durch den Humanisten Nachtgall.

2. Die Bedeutung des Kreuzzugsgedankens für die Johanniter im Mittelalter

Um der Frage nach Kreuzzugsintentionen in den Quellen des 16. Jahrhunderts nachzugehen, soll im Folgenden ein kurzer Überblick über die Bedeutung des Kreuzzugsgedankens für den Orden im Mittelalter dargestellt werden. Die ideologische Grundlage für die Kreuzzüge lieferte Augustinus' Theorie des ‚Gerechten Krieges'.[12] Zusätzlich hatte die gregorianische Reformbewegung das Bewusstsein erschaffen, persönliche Schuld mit einer Bußleistung mildern zu können. Der Ablass aller Sünden (remissio peccatorum) für

Fontanus beabsichtigte mit seinem Werk offenkundig, ein ausgesprochen ritterliches Bild der Johanniter in Europa zu prägen. Doch gerade in der Rede des Großmeisters werden Aspekte deutlich, die keinesfalls bewusst konstruiert wirken, so etwa als er auf die Beschwerde der Stadtbevölkerung eingeht, die die übermäßige Piraterie der Johanniter als Ursache für die Belagerung ansah. Gerade in den italienischen Handelsstädten war bekannt, dass die Piraterie der Johanniter kein Kreuzzugsphänomen darstellte, sondern auch christliche Handelsschiffe betraf. Eine solche Schuldfrage bewusst aufzuwerfen, wäre hier mehr als unklug gewesen. In der Rede gibt sich der Großmeister vor allem als weltlicher Herrscher zu erkennen, der somit der eigentlichen Zielsetzung des Ordens nicht mehr entspricht, vgl. Kapitel 4. U. a. diese Hinweise lassen den Schluss zu, dass Fontanus grundsätzliche Deutungsmuster der Redner korrekt wiedergibt. Lediglich bei übermäßigem Gebrauch antiker Quellen in den Reden ist eine Konstruktion des Verfassers wahrscheinlich.

[12] Nikolas Jaspert, Die Kreuzzüge, Darmstadt 2006, S. 13.

Teilnehmer an einem Kreuzzug stellte eine wichtige Motivation und Grundlage für den Kreuzzugsgedanken dar.[13]

Obwohl die Johanniter aktiv an den Kreuzzügen teilnahmen, sind sie nach Anthony Luttrells Definition nicht als Kreuzfahrer zu bezeichnen.[14] Die Rolle der Johanniter ist vielmehr als eine ständig andauernde Abwehrtätigkeit gegen die ‚Ungläubigen' zu definieren, die nicht von den einzelnen Kreuzzugsaufrufen des Papstes abhängig gewesen ist.

Der größte Unterschied des frühen Johanniterordens zu den Kreuzfahrern war, dass die Johanniter für den Kampf gegen die ‚Ungläubigen' keinen päpstlichen Ablass erhielten, auch wenn die Ritterbrüder Seite an Seite mit den Kreuzfahrern kämpften. Dies liegt darin begründet, dass die militärische Ausprägung des Ordens nicht dessen ursprüngliche Zielsetzung darstellte. Darin unterschied sich der Johanniterorden grundlegend von dem Templerorden, der seit seiner Entstehung als Ritterorden ausgerichtet war.[15] Seinen Ursprung hat der Johanniterorden in einer Benediktinergemeinschaft in Jerusalem, die vor dem Ersten Kreuzzug gegründet wurde. Die Versorgung der Jerusalempilger in einem Pilgerhospiz war dabei das vorrangige Ziel. Durch diesen Dienst an den Armen sollte das Seelenheil erlangt werden. Da der Weg der Pilgergruppen

---

[13] Der Ablass spielte noch bis ins 15. Jahrhundert eine wichtige Rolle. Bei der Belagerung von Rhodos im Jahr 1480 erteilte Papst Sixtus IV. allen Kämpfern Ablass, die den Johannitern auf Rhodos beistehen würden, vgl. Karin Schneider, Die deutschen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München: Die mittelalterlichen Handschriften aus Cgm 888-4000, Wiesbaden 1991, S. 247. Für die Belagerung von 1522 weisen die entsprechenden Findmittel keine päpstlichen Ablassbriefe auf. Dies könnte auf das Pontifikat von Hadrian VI. zurückzuführen sein, der erst am 29. August 1522 – acht Monate nach seiner Wahl – in Rom einzog, vgl. Setton, Hadrian VI (wie Anm. 9), S. 202. Zu diesem Zeitpunkt näherte sich die Belagerung von Rhodos schon ihrem Ende.

[14] Anthony Luttrell, The Military Orders – Some Definitions, in: Kaspar Elm, Cosimo Fonseca (Hrsg.), Militia Sancti Sepulcri. Idea e istituzioni, Vatikanstadt 1998, S. 77-88, hier S. 86.

[15] Kaspar Elm, Die Spiritualität der geistlichen Ritterorden des Mittelalters. Forschungsstand und Forschungsprobleme, in: Zenon Hubert Nowak (Hrsg.), Die Spiritualität der Ritterorden im Mittelalter, Torun 1993, S. 7-44, hier S. 7 f.

ins Heilige Land sehr gefährlich war, konnten sie nur durch militärischen Beistand geschützt werden. Aus diesem Grund wandelte sich der Johanniterorden nach dem Vorbild der Templer allmählich in einen Ritterorden um. Diese zunehmende Militarisierung des Ordens hatte weitreichende Folgen und veränderte das Selbstverständnis des Johanniterordens in hohem Maße. Die Kreuzfahrer erhielten vom Papst für ihren zeitlich begrenzten Kriegszug ins Heilige Land den Ablass der Sünden. Dem gegenüber standen die Ordensbrüder, die durch ihre monastische Lebensweise und lebenslangen Tätigkeiten zum Wohle der Armen das Seelenheil erreichen wollten. Judith Bronstein hat auf die daraus resultierenden Spannungen verwiesen.[16] So gab Papst Honorius III. 1217 der Bitte des Ordens statt und gewährte den Johannitern einen Kreuzzugsablass für Ordensbrüder und ihre Diener. Diese Regelung zeigt, dass viele Ritterbrüder nicht mehr gewillt waren, den ursprünglich kanonisch ausgelegten Weg zu gehen, sondern dass ihre Ansprüche denen der eigentlichen Kreuzfahrer in zunehmendem Maße glichen. Es lässt sich festhalten, dass mit fortschreitender Militarisierung des Ordens der zentrale Kreuzzugsgedanke des Ablasses durch den Kampf gegen die ‚Ungläubigen' in das Selbstverständnis der Johanniter integriert wurden.

Nach dem Verlust des Heiligen Landes bildete die Gründung des Ordensstaates Rhodos eine wichtige Zäsur in der Geschichte des Johanniterordens. Auch wenn der Papst als Oberhaupt des Ordens angesehen wurde, entwickelte sich zunehmend ein landesherrliches Selbstverständnis, welches vor allem vom Großmeister vertreten wurde. So wurde der Großmeister in den Statuten als Landes- und oftmals auch alleiniger Grundherr der Insel Rhodos ausgewiesen, dessen Einnahmen in sein privates Vermögen flossen.[17] Die Priorität des Kreuzzugsideals in der Ausrichtung des Ordens trat zuneh-

---

[16] Judith Bronstein, Caring for the Sick or Dying for the Cross? The Granting of Crusade Indulgences to the Hospitallers, in: Karl Borchardt u. a. (Hrsg.), The Hospitallers, the Mediterranean and Europe. Festschrift for Anthony Luttrell, Aldershot 2007, S. 39-46, hier S. 39.

[17] Sarnowsky, Macht und Herrschaft (wie Anm. 2), S. 243. Nach dem Tod des Großmeisters wurde dessen Vermögen in den Ordensschatz überführt.

mend in den Hintergrund und bereitete den Platz für machtpolitische und landesherrliche Interessen der Ordensführung. Gleichzeitig konnte eine Unterstützung aus dem christlichen Abendland in Form von Hilfstruppen oder Zuwendungen nur durch den aktiven Kampf gegen die ‚Ungläubigen' gewonnen werden. In diesem Spannungsverhältnis sind nun die Selbstzeugnisse der Ordensbrüder und deren Rezeption zu sehen.

3. Die Predigt des rhodischen Erzbischofs Leonardus Balestrinus

Während der Belagerung und der Eroberung der Insel Rhodos 1522 war Leonardus Balestrinus (oder auch Leonardo de Balestrinis) Erzbischof von Rhodos.[18] Das Amt des Erzbischofs trat Balestrinus nach dem Tod seines Vorgängers Marco de Monte (1475-1506) am 1. September 1506 an. Eine urkundliche Erwähnung des Erzbischofs findet sich in den Archiven der Johanniter.[19] Daraus geht hervor, dass sich Balestrinus im April 1511 beim Ordensrat darüber beschwert hatte, dass die Kastellane des Ordens seine Besitzungen nur ungenügend verwaltet hätten. Daraufhin erhielt Balestrinus das Recht auf Lebenszeit, selber Kastellane einzusetzen. Außerdem lässt sich feststellen, dass Balestrinus die Dienste des Ordens für Geldüberweisungen in Anspruch nahm. Wie viele seiner Amtsvorgänger entstammte Balestrinus nicht dem Johanniterorden, sondern war dem Franziskanerorden zugehörig. Der Johanniterorden hatte sich vergeblich bemüht, das Amt mit eigenen Ordensgeistlichen zu besetzen. Die Präsenz des ordensfremden Erzbischofs kann demnach als päpstliche Stimme auf Rhodos angesehen werden. Auch in der Quelle von Jacobus Fontanus wird Leonardus Balestrinus erwähnt. Nach Fontanus' Aussage stammt Balestrinus ursprünglich aus Ligurien.[20] Einen Monat vor der Landung des osmanischen Hauptheeres hielt Balestrinus eine Predigt

---

[18] Jürgen Sarnowsky, Die Kirche auf Rhodos im 15. Jahrhundert, in: Zenon Hubert Nowak (Hrsg.), Ritterorden und Kirche im Mittelalter, Torun 1997, S. 193-224, hier: S. 207.

[19] Sarnowsky, Macht und Herrschaft (wie Anm. 2), S. 459.

[20] Nachtgall, Rhodis (wie Anm. 7), S. 30.

in der Johanniskirche vor den versammelten Ordensrittern.[21] Dieser Predigt kommt bei den Aufzeichnungen von Fontanus eine zentrale Rolle zu, da sie nachhaltig auf die Ritterschaft gewirkt haben soll. In der Hinführung zu dieser Predigt beschreibt Fontanus den Erzbischof als einen äußerst wortgewandten und bibelfesten Redner, der sich durch ein immenses historisches Gedächtnis auszeichne (*Wann er redet, was er scharpff in sprüchen, und manigfaltig.*[22]).

Zu Beginn seiner Predigt stellt Balestrinus die Frage, wie Gott angesichts der drückenden Überlegenheit der Osmanen diesen ausweglos erscheinenden Kampf zulassen könne. Der Erzbischof beantwortet den Ritterbrüdern diese Frage, indem er die bevorstehende Schlacht als eine göttliche Prüfung deutet: *Also will der almechtig Got [...] ewer ritterschaft durch ain also strenge Krieg vil berumbter un loblicher machen.*[23] Der Kampf sei deswegen nicht schon von Vornherein als ausweglos anzusehen, vielmehr böte Gott den Ordensrittern die Möglichkeit, sich in besonderem Maße auszuzeichnen und sich somit von den Christen abzusetzen, die einem müßigen Lebenswandel frönten. Dies ist als Seitenhieb auf die christlichen Mächte Europas zu verstehen, die 1522 – wenn überhaupt – nur geringe Hilfe nach Rhodos schickten. Balestrinus präzisiert seine Kritik und beschuldigt die christlichen Herrscher, die *jaemerlich klag*[24] der Einwohner in den eroberten Städten Belgrad und Konstantinopel nicht erhört zu haben. Die Christenheit könne diese Prüfung nur bestehen, wenn sie aufhöre, untereinander zu kämpfen. Vergleichsweise lässt sich feststellen, dass Forderungen nach einer Vereinigung aller christlicher Staaten in Europa zu einem Kreuzzug gegen die Türken verstärkt nach dem Fall von

---

[21] Nach Brockman geschah dies auf Veranlassung des Ordensrates, der sowohl den christlichen Erzbischof als auch den orthodoxen Metropoliten beauftragte, „to preach encouraging sermons and to prepare the Rhodians for the coming Holy War“, vgl. Brockman, The two Sieges (wie Anm. 9), S. 119.

[22] Nachtgall, Rhodis (wie Anm. 7), S. 30.

[23] Ebd., S. 32.

[24] Ebd., S. 33.

Konstantinopel 1453 als zentrales Argument in der humanistischen Türkenpropaganda auftraten.[25]

In seiner Predigt beruft sich der Erzbischof explizit auf das Konzil von Clermont, bei dem Papst Urban II. 1095 zur Befreiung des Heiligen Landes aufgerufen hatte, und schildert den Verlauf des Ersten Kreuzzuges. Balestrinus ruft den Ordensrittern ins Gedächtnis, welche großen Taten aus Sicht der christlichen Welt auf den Kreuzzügen vollbracht worden seien. Dies sollte den Rittern ohne Frage Mut machen und als Vorbild dienen, vor allem zeigt es aber eine Traditionslinie, vom Ersten Kreuzzug bis zur Belagerung von Rhodos.

In der Wahrnehmung der Osmanen durch den Bischof lassen sich in Balestrinus' Predigt zwei Ebenen ausmachen. Noch bevor die muslimischen Gegner der Johanniter als Glaubensfeinde bezeichnet werden, fällt die Bezeichnung *barbarische voelcker*[26]. Die Feinde werden also zuallererst als Barbaren dargestellt. Die Bezeichnung von Feinden als Barbaren hatte eine lange Tradition, die von der

---

[25] Schon Urban II. hatte in seinem Aufruf zum Ersten Kreuzzug die zuhörenden Ritter beschuldigt, ihre militärischen Kräfte im Kampf gegeneinander anstatt für ein gemeinsames höheres Ziel zu verbrauchen. Dieser Aufruf war aber keineswegs an das gesamte lateinische Europa gerichtet, sondern beschränkte sich zunächst auf die südfranzösische Ritterschaft, vgl. Jaspert, Kreuzzüge (wie Anm. 12), S. 34. Aufrufe zur Einigung der christlichen Mächte Europas nach dem Fall von Konstantinopel zu einem Kreuzzug finden sich u. a. bei dem böhmischen König Georg Podiebrad – vgl. Václav Vaněček, Eine Weltfriedensorganisation nach den Vorschlägen des böhmischen Königs Georg von Podiebrad und nach den Ideen des Johannes Amos Comenius, Berlin 1963; František Kavka u. a. (Hrsg.), The universal Peace Organization of King George of Bohemia. A fifteenth Century Plan for World Peace 1462/1464, Prag 1964 – sowie in den ‚Türkenreden' des Humanisten und späteren Papstes Enea Silvio Piccolomini, vgl. Nancy Bisaha, Pope Pius II. and the Crusade, in: Norman Housley (Hrsg.), Crusading in fifteenth Century. Message and Impact, Houndmills u. a. 2004, S. 39-52; Johannes Helmrath, Pius II. und die Türken, in: Bodo Guthmüller, Willhelm Kühlmann (Hrsg.), Europa und die Türken in der Renaissance, Tübingen 2000, S. 79-137; ders., Enea Silvio Piccolomini (Pius II.) – ein Humanist als Vater des Europagedankens?, in: Themenportal Europäische Geschichte (2007), URL: http://www.europa.clio-online.de/2007/Article=118 (31.03.2008).

[26] Nachtgall, Rhodis (wie Anm. 7), S. 34.

Antike bis zur Neuzeit reichte.[27] Im Mittelalter findet man nur wenige Beispiele für diesen Begriff. So wurde zum Beispiel im Mittelalter verstärkt die Auffassung vertreten, dass sich der Kampf gegen die Türken mit dem Kampf der Griechen gegen die Trojaner vergleichen lasse.[28] Nach dem Fall von Konstantinopel wurde diese Sichtweise jedoch schnell beiseite gelegt und man verglich die Osmanen nun mit dem antiken Stamm der Skythen in Kleinasien, welche als besonders grausame und wilde Barbaren angesehen wurden. Ansonsten findet man allerdings nur wenig Beispiele der Weiterführung dieser Tradition in Mittelalter. In der Frühen Neuzeit wurde dieser Begriff dann neu entdeckt und wieder gehäuft aufgegriffen.

Durch die Verwendung des Barbarenbegriffs setzt sich Balestrinus selbst in die Tradition des antiken römischen Selbstverständnisses, wonach sich das römische Imperium selbst als Zentrum der Kultur ansah und andere, ‚wilde' Völker abschätzig als Barbaren bezeichnete.[29] Im 15. Jahrhundert schrieb der Humanist Giovanni Mario Filelfo das Werk ‚Amyris' über Mehmed II. und verglich diesen als Feldherren mit Hannibal, Pyrrhus und Philipp von Mazedonien.[30] In seinem Werk unterließ es Filelfo, Mehmed mit Vorstellungen des antiken Barbarenbegriffs zu belegen. Er zeichnete vielmehr ein eher positives Bild von Mehmed, den er an keiner Stelle direkt als Barbaren bezeichnete. Diese Auffassung über die Türken teilte Balestrinus als christlicher Erzbischof in keiner Weise. Seine Predigt ist ganz in der Tradition des Kreuzfahrergeistes gehalten. Den-

---

[27] Die antike griechische Bezeichnung des Barbaren markierte zunächst nur die Trennung zwischen griechisch und nicht-griechisch sprechenden Menschen. Im Römischen Reich wurde dieser Begriff aufgegriffen und auf das Kulturgefälle transferiert. Somit stand der Barbar für Reichsferne, Feindlichkeit und Kulturlosigkeit, vgl. Manfred Schneider, Der Barbar, München 1997.

[28] Robert Schwoebel, The shadow of the crescent: the renaissance image of the Turk, Nieuwkoop 1967, S. 148.

[29] Zum Barbarendiskurs im 16. Jahrhundert vgl. Herfried Münkler, Hans Grünberger, Barbarisierung und Entbarbarisierung von Völkern im Diskurs der Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts, in: Humboldt-Spektrum 6 (1/1999), S. 26-33.

[30] Schwoebel, Shadow (wie Anm. 28), S. 148 f.

noch ist der Rückgriff auf den Begriff der Barbaren durch Balestrinus insoweit von der Renaissance beeinflusst, als dass er diesen Barbarenvergleich überhaupt zieht und sich somit auf ein antikes Selbstverständnis beruft.

Ein weiterer Kerngedanke dieser Predigt bezieht sich auf die Frage nach der Zugehörigkeit des Heiligen Landes. Die Herrschaft der Muslime über die Stadt Jerusalem wird mit den Worten *Unterdrückung* und *grausames Joch* beschrieben. Balestrinus spricht hier nicht nur von der Situation der christlichen Gläubigen im Heiligen Land, sondern auch von den heiligsten Stätten der Christenheit, welche sich ausgerechnet in der Hand von Ungläubigen befänden. Daraus resultiert für ihn eine Legitimation für die Christen, diesen Kampf zu führen. Er liefert somit Argumente für die Deutung der Kreuzzüge als *Gerechte Kriege*. Im religiösen, aber auch im historischen Selbstverständnis (da das Heilige Land bis zur Eroberung durch die Muslime zum orthodoxen oströmischen Reich gehörte) war das Heilige Land also legitimer Bestandteil der christlichen Welt. Diese doppelte Begründung des Kampfes gegen die Ungläubigen – zum einen der antike Vergleich, zum anderen die religiöse Begründung – ist das deutlichste Wesensmerkmal dieser Predigt.

Im Folgenden wendet sich Balestrinus der religiösen Seite zu und spricht in der Tradition der Kreuzfahrerpredigten: *Dieweyl euch Christus Jhesus den graussamisten Feind seines namens in euer hand geben hat, in zû überwinden, unnd loblichen sig von im zetragen [...]. Darumb seyt gûter hoffnung, und gûts mûts, nement euere waffen. Darzû euch Got helffen soll euer haubtman.*[31] In diesem Abschnitt werden zum ersten Mal die Türken mit einem Schlagwort des Kreuzzugsvokabulars als Ungläubige, als die grausamsten Feinde von Jesus' Namen bezeichnet. An dieser Stelle wird auch erstmals ein direkter religiöser Aspekt deutlich. Während zuvor nur von Barbaren die Rede war, werden die Türken hier als Feinde des christlichen Glaubens bezeichnet. Balestrinus spricht den Johannitern eine große Rolle zu, indem er sie ermächtigt, als entscheidende Kraft in Gottes Namen die Tür-

[31] Nachtgall, Rhodis (wie Anm. 7), S. 35.

ken zu bekämpfen. Der Erzbischof spricht von einer bewussten Tat Gottes, indem Christus die Türken den Johannitern entgegenstellt. Dies erzeugte sicherlich ein Gefühl des Auserwähltseins bei seiner Zuhörerschaft.

Dennoch war auch Balestrinus die Ausweglosigkeit der damaligen Lage bekannt. Die letzte große Belagerung von Rhodos durch die Osmanen 1480 konnte nur mit sehr viel Glück abgewehrt werden, und bei der bevorstehenden Belagerung waren die osmanischen Anstrengungen ungleich umfangreicher. Aus diesem Grund wählte der Erzbischof von Rhodos als Vergleich die biblische Geschichte von David und Goliath: *Un wie David den Goliam erschlagen. Also sollent ir den schantlichen leib des tirannen mit Barbarischer zier und klaydung bedeckt, der nach dem sitten seins vatterlandes, [...] den erlegent mit euren schwertern, verwundent inn manigfaltig wie Cassius und Brutus Juliam den kayser, darnach verbrennend in im rachigen feur.*[32] Wieder einmal sprang Balestrinus zwischen Historie und Religion. Für den ungleichen Kampf zwischen den Türken und den Johannitern fand er die Parallele zu David, welcher auch einen viel stärkeren Feind besiegen konnte, weil Gott auf seiner Seite war. Doch im Anschluss zieht Balestrinus einen zweiten Vergleich zu der Ermordung von Cäsar. Hier ist wieder der Kontext zu der Darstellung der Türken als Barbaren wichtig. Zum ersten Mal wird der Sultan der Osmanen erwähnt, der nicht nur als Barbar, sondern auch als Tyrann bezeichnet und als solcher beschrieben wird. Aus diesem Grund zieht der Erzbischof eine Parallele zu Cäsar, der aufgrund seines Machtstrebens ermordet worden war. Dieser Vergleich zwischen Cäsar und dem Sultan weist aber einige Widersprüche auf. So kann man Cäsar vielleicht als Tyrannen bezeichnen, jedoch war er niemals ein Barbar, sondern römischer Bürger. Durch den Barbarenvergleich wird dem osmanischen Sultan aber gerade diese Zugehörigkeit zu einem kulturell entwickelten Reich in Abrede gestellt. Genauso wenig trifft die geforderte Art der Beseitigung des Tyrannen zu. Während Cäsar von einigen Gefolgsleuten hinterrücks er-

[32] Ebd., S. 41 f.

mordet wurde, stand den Johannitern eine offene Schlacht bevor.[33] Auffällig ist die deutliche Wortwahl des Balestrinus. Der Erzbischof schilderte in drastischen Bildern und forderte Maßnahmen, die so auch jeder Kreuzzugsprediger des Mittelalters hätte formulieren können. Die Wirkung dieser Predigt auf die Johanniter muss sehr nachhaltig gewesen sein. Nicht nur bezeichnete Fontanus den Erzbischof anfangs als geschickten Redner, auch die Reaktionen der Ritter im Anschluss wurden von Fontanus als *hitzig und bewegt* geschildert.[34] Nach der Rede des Großmeisters – der sich der folgende Abschnitt widmet – werden dagegen keine Reaktionen beschrieben.

4. Die Rede des Großmeisters Philippe Villiers de l'Isle Adam

Mit den Übergangsprozessen vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit veränderten sich auch die Einstellungen und die Geisteshaltungen der Großmeister der Johanniter. Namentlich mit der Herrschaft des Großmeisters d'Aubusson trat auch in der Geisteshaltung der Johanniter eine Wende ein, was unter anderem auf den Einfluss des Humanismus zurückzuführen ist.[35] Auch Großmeister l'Isle Adam, der während der zweiten Belagerung von Rhodos 1522 den Johanniterorden führte, war im Grunde genommen durch den Humanismus geprägt. Geboren im Jahre 1464 in Beauvais war Philippe Villiers de l'Isle Adam ein entfernter Verwandter des früheren Johannitergroßmeisters Jean de Villiers.[36] Schon in seinen Jugendjahren trat l'Isle Adam dem Johanniterorden bei und kam kurz nach der ersten Belagerung von Rhodos auf die Insel. Bevor er zum Großmeister des Ordens gewählt wurde, bekleidete er das Amt des Flottenadmirals und des Großpriors der Französischen

---

[33] Die Schwierigkeit, historische Kontexte zu parallelisieren, könnte auch darauf zurückzuführen sein, dass Fontanus diese nachträglich hinzugefügt haben könnte (vgl. Anm. 11). Ebenso könnte der aufgeführte Vergleich nur die Tötungsart verdeutlichen, während die restliche Umschreibung Fontanus' zur Zurschaustellung von Bildungswissen dienen könnte.

[34] Nachtgall, Rhodis (wie Anm. 7), S. 39.

[35] Brockman, The two sieges (wie Anm. 9), S. 38.

[36] Ebd., S. 111.

Zunge.[37] In einer äußerst knappen Wahl setzte er sich mit einer Stimme Mehrheit gegen den Favoriten und Kanzler des Ordens d'Amaral durch und wurde nach dem Tod des Großmeisters Fabrizio del Carretto 1521 zum neuen Meister gewählt.[38]

Der Großmeister hielt seine Ansprache an die Einwohner von Rhodos nach der Predigt des Balestrinus und vor dem Beginn der Belagerung.[39] Wichtig ist hierbei die Unterscheidung der Rezipienten. Balestrinus hielt seine Rede ausschließlich vor Mitgliedern des Johanniterordens, somit konnte er einen gewissen Bildungshorizont voraussetzen, da viele adelige Ritterbrüder in ihrer Jugend privaten Unterricht genossen hatten. Anders gestaltete sich die Situation bei der Rede des Großmeisters, da dieser vor den lateinischen Stadtbewohnern sprach. Parallel dazu sprach der Metropolit, der höchste griechische Geistliche auf Rhodos, zur griechischen Stadtbevölkerung. L'Isle Adam konnte bei seinen Zuhörern nicht unbedingt religiöse oder historische Grundlagenkenntnisse voraussetzen. Aus diesem Grund ist der Aufbau der Rede nicht so komplex wie die vorangegangene Predigt. Dennoch beschränkte sich l'Isle Adam nicht allein auf eine Berichterstattung, sondern auch er setzte den bevorstehenden Krieg in einen größeren Zusammenhang.

Der Großmeister gab zuallererst einen Lagebericht und informierte die Untertanen, dass eine große türkische Armee herannahte. Dass dies in einer langen Belagerung enden würde, schien logisch und musste nicht noch näher erläutert werden – die letzte Belagerung lag zu diesem Zeitpunkt erst vierzig Jahre zurück. Schon am Anfang der Rede begann l'Isle Adam damit, ein grausames Bild von den Türken zu zeichnen. Die damit verfolgte Absicht des Großmeisters ist deutlich: Durch die Darstellung eines grausamen und

---

[37] 1510 vernichtete die Flotte der Johanniter unter der Führung von l'Isle Adam und seinem späteren Kontrahenten d'Amaral eine ägyptische Flotte im Golf von Alexandretta. Dabei kaperten die Johanniter elf Handels- und vier Kriegsschiffe, vgl. Helen Nicholson, The Knights Hospitallers, Woodbridge 2001, S. 65.

[38] Der Herausforderer d'Amaral wurde während der Belagerung als Verräter hingerichtet, vgl. Anm. 50.

[39] Nachtgall, Rhodis (wie Anm. 7), S. 40.

blutrünstigen Feindes würden die Einwohner um so verzweifelter ihre Stadt verteidigen, da nach einer Einnahme der Stadt durch die Türken von diesen keine Gnade zu erwarten war. Diese Propaganda des Großmeisters war jedoch nur der Ausgangspunkt der Rede. Hätte er sich auf diese Ebene beschränkt, dann wäre sicherlich sehr schnell Hoffnungslosigkeit unter den Verteidigern der Stadt entstanden. Deswegen musste l'Isle Adam als Führer der Verteidigung auch eine Lösung aufzeigen, die im Folgenden für die Stadtbevölkerung umso erstrebenswerter erschien.

L'Isle Adam beschwor daher die positiven Eigenschaften der Einwohner von Rhodos und kontrastierte diese mit der vermeintlichen Lasterhaftigkeit der osmanischen Gegner. Der Großmeister entwarf ein polarisierendes Modell, um Gut und Böse voneinander abzugrenzen, und wies dem ‚Guten' eine überlegene Position zu, indem er behauptete, dass Gott nicht wolle, dass die Einwohner von Rhodos von den Lasterhaften bezwungen werden würden:

> *Ich will darbey gesagt haben, das auff unser seyten streyte wirt, unser heiliger glaub, die eer Gottes, und bestendigkait. Es wirt auch streytten die liebe gegen unserm vatterland, liebe der freyhait, liebe gegen vatter und mûter, gegen haußfrawen und kindern. Auff dem andern ort wirt nichts anders streyten, dann der will und wolgefallen der haubtleut, die untrew des kriegßvolks, uneer gegen Gott, unbestendigkait, das sie euch gern under ir ioch brechtend, der Hass ewer eltern, haußfrawen und kindern.*[40]

Die Gegenüberstellung von Tugenden und Lastern hat eine lange Tradition. In seiner Rede orientiert sich l'Isle Adam formal an den traditionellen Gegensatzpaaren. Inhaltlich setzt er aber nur an einer einzigen Stelle eine ‚klassische' Tugend einem Laster gegenüber, nämlich die Beständigkeit der Unbeständigkeit. Durch diese zugewiesene Unbeständigkeit auf der Seite des türkischen Feindes entstünde für die faktisch unterlegene Streitmacht der Johanniter ein Vorteil, aber nur, wenn sich die gesamte Verteidigung, die ja durchaus auch inhomogen war, durch Beständigkeit und Geschlossen-

[40] Ebd., S. 42 f.

heit auszeichnete.[41] Das war der Lösungsweg, den l'Isle Adam der Stadtbevölkerung aufzeigte. Anzumerken ist, dass die Beständigkeit eine klassische Rittertugend war.[42] Eine weitere Auffälligkeit in dem Tugendmodell des Großmeisters ist, dass l'Isle Adam der Untreue des türkischen Kriegsvolkes die Liebe zum Vaterland entgegensetzt. Mit der Aussage *liebe gegen unserm vatterland, liebe der freyhait*[43] verwendete der Großmeister typische Formulierungen eines Landesherren, der Sorgen um seine Untertanen und um sein Territorium zum Ausdruck bringen wollte.[44]

Der Großmeister verwendete hingegen keine Kreuzzugstermini und schilderte auch kein drastisches Bild eines Antichristen wie Balestrinus. Ein Bezug zur Religion und zum Christentum war aber dennoch selbstverständlich vorhanden, schließlich war l'Isle Adam der Meister eines traditionellen Ritterordens. Deutlich benannte l'Isle Adam Gott als Beschützer der Tugend und den heiligen Glauben als Mitstreiter im Kampfe. Der Großmeister verwies im Gegensatz zu Balestrinus auf konkret zu erwartende Grausamkeiten durch den osmanischen Feind, dies wohl auch, um den Eifer seines größtenteils weltlichen Publikums stärker zu entfachen, als es eine kontextuelle Verknüpfung mit der Kreuzzugshistorie vermocht hätte.

---

[41] Die Verteidiger der Stadt Rhodos zeichneten sich durch kulturelle, sprachliche und religiöse Unterschiede aus. Die Ordensritter stammten aus den acht Zungen des lateinischen Europas und trafen in Rhodos auf eine griechische und jüdische Stadtbevölkerung.

[42] Werner Paravicini, Die ritterlich-höfische Kultur des Mittelalters, München 1994.

[43] Nachtgall, Rhodis (wie Anm. 7), S. 43.

[44] Aufgrund der begrenzten Auswahl an Quellen ist eine umfassende Charakterisierung des Großmeisters noch nicht möglich. Andere Aussagen von l'Isle Adam in Fontanus' Chronik unterstreichen jedoch, dass der Großmeister sein Handeln nicht durch Intentionen des Kreuzzugsgedankens bestimmen ließ. Im diplomatischen Geplänkel zwischen Sultan Suleiman und l'Isle Adam vor der Belagerung, in welchem klare Drohungen und umfassende Rechtfertigungen ausgetauscht wurden, verwies keiner der Beteiligten auf irgendwelche religiösen Aspekte als Rechtfertigung für sein Handeln. Um die Motivation des Großmeisters differenziert darstellen zu können, muss noch zusätzlich der ordensinterne Schriftverkehr analysiert werden, vgl. Setton, Hadrian VI (wie Anm. 9), S. 204.

5. Die Kriegswahrnehmung in dem Bericht des Ordensritters Simon Iselin

Ein Augenzeugenbericht eines Ordensritters ist in dem so genannten Rhodosbrief des Jerusalempilgers Peter Füessli überliefert, welcher in einer Edition von Leza Uffer vorliegt. Auf der Hinreise nach Jerusalem weilte der Schweizer Glockengießer vom 22. März bis zum 14. Juli 1523 in Venedig, wo er auf den Johanniter Simon Iselin traf.[45] Simon Iselin war ein einfacher Ordensbruder der Deutschen Zunge, welcher ursprünglich aus Konstanz stammte und die letzten zehn Jahre auf Rhodos verbracht hatte. Er wurde Zeuge der Belagerung und der anschließenden Eroberung von Rhodos. Aufgrund seiner herausragenden Tapferkeit im Kampf gegen die Osmanen erhielt er nach dem Fall der Festung eine Komturei in Thüringen.[46] Auf der Reise zu der ihm anvertrauten Komturei traf er im Juni den Züricher Peter Füessli, der wie er aus dem gleichen Bistum Konstanz stammte. Füessli bat Iselin um einen ausführlichen Bericht über die Geschehnisse auf Rhodos. Diese Schilderungen leitete Füessli später in einem Brief an seine Heimat weiter. Simon Iselin gab, folgt man dem Brief Füesslis, eine chronologische Darstellung der Auseinandersetzung mit den Türken wieder. Genau wie Jacobus Fontanus liefert Iselin einen Bericht über die Vorgeschichte und damit über die diplomatischen Schreiben zwischen Suleiman und l'Isle Adam. An vielen Stellen wird deutlich, dass sich Iselin keinesfalls mit den detaillierten Schilderungen von Fontanus messen kann. Dies lässt den Schluss zu, dass Iselin zu den einfacheren Ordensrittern gehörte, welche nicht an den Ratssitzungen und den Entscheidungen der Ordensführung teilnahmen.

An vielen Stellen der Chronik Iselins und auch in den Aussagen anderer Ordensritter ist festzustellen, dass ein Bild einer passiven Einwirkung von Gotteshilfe während der Schlacht beschrieben

---

[45] Uffer, Peter Füesslis Jerusalemfahrt (wie Anm. 6), S. 82.

[46] Aus einem Brief des späteren Großpriors Georg Schilling von Cannstatt vom 12. Juli 1523 geht hervor, dass Iselin Komtur in Schleusingen war, vgl. Meisner, Johanniterbriefe (wie Anm. 6), S. 592. Für die Übertragung einer Kommende war ein mehrjähriger Dienst auf Rhodos obligatorisch.

wird. So schreibt Iselin zum Beispiel über eine glückliche Wendung des Schlachtverlaufs: *Also hand die herren von Rodis mit Gotz hilf den Türcken über wunden vnd jm 2 fenly gnan, das erst hat genomen herr Christoffel Walnerr loblicher gedechtnuß, das ander ein fromer kriegs man ein grieck, Got gnad jm och.*[47] Die Gottesfurcht von Iselin ist auch in folgendem Beispiel zu sehen:

> *Am 23 tag october gieng ein pott vs von dem groß meister von Rodis, das man jn allen kilchen procession halten sot vnd Gott den herren bitten vmm ein regen, dann sy meinten der regen sot den Türggen vß den locheren fertriben vnd vß den schantz graben. Gott der herr erhort ir gebet vnd gab jnen regen zwen tag vnd zwo necht.*[48]

Der Glauben an eine derart direkte Einwirkung Gottes auf das Kriegsgeschehen ist für die Schilderungen Iselins typisch, während bei Fontanus solche Deutungen kaum zu finden sind. Erklärungsbedürftig wurde diese Schilderung vom göttlichen Eingreifen allerdings dadurch, dass die Belagerung für die Johanniter in einer Niederlage endete. Um nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, dass Gottes Eingreifen nicht den Sieg herbeiführen konnte, bediente sich Iselin eines neuen Topos: nämlich der Stilisierung eines Verräters, der letztendlich Schuld am Untergang gehabt habe. Hier berichtete Iselin von einem jüdischen Verräter, der den Türken Pläne übermittelt habe und verteidigende Ordensbrüder vergiften woll-

---

[47] Füessli, Brief (wie Anm. 6), S. 148. Zwei Besonderheiten lassen sich in dieser Beschreibung ausmachen. Zum einen fällt auf, dass Iselin fast ausschließlich Johanniterbrüder der deutschen Zunge beim Namen nennt (in diesem Falle Christoph Waldner von Freudstein, der Komtur von Dorlisheim im Elsass). Dies belegt, dass sich Iselin während seiner Zeit auf Rhodos und auch während der Belagerung hauptsächlich in der Gemeinschaft der deutschen Ordensbrüder auf Rhodos aufhielt, die auch gemeinsam einen Mauerabschnitt verteidigten. Geschehnisse in anderen Mauerabschnitten und im Ordensrat hatte Iselin vermutlich nur aus zweiter Hand erfahren. Die Beschreibung lässt zum anderen erkennen, welches Verhältnis die Christen zu der griechischen Stadtbevölkerung hatten. Nach Iselin beteiligten sich diese aktiv an der Verteidigung und zwar in einem solchen Maße, dass Iselin einem Andersgläubigen Gottes Gnade wünscht. Diese Aussage zeigt deutlich den doch hohen Stellenwert der orthodoxen Bevölkerung in den Augen der Ordensritter.

[48] Ebd., S. 155.

te.[49] Die Tatsache, dass es während dieser Belagerung Überläufer auf beiden Seiten gab, lässt sich auch in den Chroniken von Fontanus und Bourbon belegen. Man kann aber auch feststellen, dass die Johanniter manchmal nur mutmaßliche Überläufer hinrichten ließen, deren Schuld nicht eindeutig erwiesen war. Mit diesem Mittel konnte man zugleich unliebsame innere Gegner loswerden.[50] Auch im Fall des jüdischen Überläufers bleibt es fraglich, ob hier eine eindeutige Schuld bewiesen wurde. Vielmehr ist auffällig, dass Iselin mit antijüdischen Vorbehalten auf Vorwürfe zurückgreift, die seit dem Ersten Kreuzzug in Europa der jüdischen Bevölkerung gemacht wurden.[51] Diese Vorurteile stecken auch in Iselins Beschreibung, indem er dem Juden unterstellt, den Wein der Wachmannschaft auf den Mauern vergiftet zu haben. Nur durch Gottes Eingreifen sei es schließlich geglückt, den Täter zu überführen.

Es gab mit Sicherheit einige Überläufer und Verräter während dieser Belagerung, die oftmals durch den Reiz des Goldes die Seiten wechselten. Dabei blieb es aber bei der Übermittlung von Wissen über die feindlichen Befestigungen bzw. Belagerungsanstrengungen. Dass nun also ein jüdischer Einwohner der Stadt Rhodos, ein wohlhabender obendrein, denn sonst hätte er nicht den besten

---

[49] Ebd., S. 149 f. Ein weiteres Beispiel ist der Verrat eines griechischen Arztes, der oberster Dolmetscher der Johanniter war. Aufgrund seiner anderweitigen Dienste für den Orden wurde er nicht hingerichtet: *Amm 14 tag nouember ist gfangen worden der oberist tolmetsch von Rodis, heist Castra Fillaka, vnd ist getzigen worden er hey brief mit sinem bogen vshin gschossen, die will der grossmeister ist an den lerman gloffen, jn die vnder grabung vnd hat darinn fil Türggen ferbrent.* (Ebd., S. 157 f.).

[50] So wurde der große innenpolitische Gegner l'Isle Adams, der Kanzler Andrea d'Amaral, des Verrats bezichtigt und hingerichtet. In der Forschung ist umstritten, ob d'Amaral wirklich zu den Türken übergelaufen war. Bradford kommt zu dem Schluss, dass auf Grundlage der Quellen kein eindeutiger Schluss möglich ist, vgl. Ernle Bradford, Kreuz und Schwert. Der Johanniter/Malteser-Ritterorden, Berlin 1972, S. 127. Bei Iselin heißt es zu d'Amarals Verrat folgendermaßen: *Dann man hatt gehan 4 rossmüllinen, die hand all tag so fil gemacht als man mogen ferschiessen. Amm anderen tag nouemper ist deß kantzlers diener einer durch ein büchsen loch jn geschloffen jn dem nüwen pollwerck, den hatt er zumm Türggen geschickt ghan. Do ist er 5 oder 6 tag gsin vnd do er wider kam, pracht er 6000 asper, das ist gelt, vnd bracht nüwe mer vom Türggen sinem herren*, vgl. Füessli, Brief (wie Anm. 6), S. 156 f.

[51] Jaspert, Kreuzzüge (wie Anm. 12), S. 37.

Wein der Stadt kaufen können, einen besonderen Anreiz darin gesehen hätte, die Verteidiger der Stadt zu vergiften, um eine anschließende Plünderung durch die Osmanen in Kauf zu nehmen, ist mehr als unwahrscheinlich. Vielmehr wurde hier gezielt ein Sündenbock stilisiert, der für die anschließende Niederlage der Johanniter verantwortlich gemacht werden konnte.

Der Bericht von Simon Iselin lässt Einblicke in die Denkweise einfacher Ordensritter zu. Deutlich erkennt man dies an dem Gewicht, welches die griechische und jüdische Stadtbevölkerung in der Wahrnehmung spielt, mit welcher die einfachen Ordensritter während der Stadtverteidigung regen Kontakt hatten. Es bleibt festzuhalten, dass in Iselins Bericht der Krieg mit den Osmanen nicht in übergeordnete Deutungsmuster gesetzt wird, die den Krieg aus religiöser Sicht als legitimiert oder verhältnismäßig ansehen. Ebenso spielte das Streben nach einem Kreuzzugsablass keine Rolle.

6. Der Kommentar des geistlichen Chronisten Othmar Nachtgall

Vier Jahre nach der Veröffentlichung von Fontanus' Chronik ‚De bello Rhodio', also jenem Werk, in welchem die Ansprachen des Großmeisters und des Erzbischofs überliefert sind, übersetzte der Straßburger Humanist und Theologe Othmar Nachtgall 1528 das Werk ins Deutsche.[52] Der Titel der 1528 in Augsburg erschienenen

[52] Nachtgall zog im Jahre 1523 nach Augsburg, vgl. Josef Rest, Neues über Ottmar Nachtgall, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 77 (1923), S. 45-64. Dort traf er auf seinen späteren Förderer Anton Fugger, dem er aus Dankbarkeit auch die erwähnte Übersetzung widmete: *Dem Erenuesten hochachtbaren herren Anton Fugger [...] seinem besonder günstigen gebietenden herren unnd patron, wünsche Othmarus Nachtgall Doctor, durch zeytliche gueter die ewigen zue erfolgen*, vgl. Nachtgall, Rhodis (wie Anm. 7), S. 1. Für seinen Förderer übersetzte Nachtgall mehrere Bücher ins Deutsche, die er alle seinem Herrn Anton Fugger widmete. Von den Fuggern erhielt Nachtgall durch eine Prädikatur bei St. Moritz ein gesichertes Auskommen. In der Folgezeit zeichnete er sich als Prediger in den beginnenden Augsburger Reformationsjahren aus, auch wenn er selbst lieber weitere Schriften wie in seiner Straßburger Zeit verfasst hätte. Wie Josef Rest herausstellte, glaubte man in Nachtgall „den Mann zu besitzen, der sowohl durch seine Predigten als durch das Ansehen seiner Person die Massen vom Abfall von der alten Kirche hätte

Übersetzung lautet *Von jungster belegerung und eroberung der statt Rhodis durch den Türcken im jar unsers hails 1522*. Weit wichtiger als seine Übersetzung ist sein ausführlicher Kommentar, den er der Übersetzung voranstellte. Die darin enthaltenen Gedanken spiegeln die Rezeption der Eroberung von Rhodos in Europa selbst wieder. Wie für Fontanus waren auch für Nachtgall *alle framen Christen* [53] potentielle Rezipienten seines Werkes. In Nachtgalls Kommentar wird weiterhin ersichtlich, dass Nachtgall die Schilderungen über den Fall von Rhodos in einen völlig anderen Kontext einordnete als dies Fontanus ursprünglich beabsichtigt hatte.[54] Schon aus dem

---

zurückhalten können", vgl. Rest, Nachtgall, S. 47. Da Nachtgalls Wunsch, sich ausschließlich seinen Schriften widmen zu können, abgelehnt wurde, gelang es ihm, durch bewusste Provokationen 1528 ein Predigtverbot zu erreichen. Die Fugger entbanden ihn daraufhin seiner Ämter, bewilligten aber die Zahlung einer jährlichen Pension. Nach seiner Übersiedelung nach Freiburg starb Nachtgall am 5. September 1537.

[53] Nachtgall, Rhodis (wie Anm. 7), Titelblatt.

[54] Nur sehr spärlich sind die Einblicke, die Fontanus dem Leser in seine Person und in seine Motivation, jenes Buch zu verfassen, gestattet. Nahezu der gesamte Text schildert die Ereignisse aus einer distanzierten Sichtweise, nur zu Beginn des Buches nennt Fontanus seine Gründe, warum er dieses Werk geschrieben habe. Zwar sah er sich selbst und den Johanniterorden als Beschützer, *weliche bißher, die grenzen, und end, der Christenheyt, gegen Orient oder auffgang der sunnen beschirmpt haben*, vgl. Nachtgall, Rhodis (wie Anm. 7), S. 6. Als 1524 Fontanus' Buch erschien, war der Orden immer noch auf der Suche nach einer neuen Herrschaft. Schon vor der Besetzung der Insel Rhodos 1306 durch die Johanniter hatte es kritische Stimmen in Europa gegeben, die den Johanniterorden seiner ursprünglichen Aufgaben beraubt und deswegen als überflüssig ansahen. Vermutlich wollte Fontanus ein besonders ritterliches Bild der Johanniter zeichnen, um die Öffentlichkeit des lateinischen Europas bei der Suche nach einer neuen Herrschaft gewogen zu stimmen. Sein Ziel war also nicht, die Christenheit nach dem Fall von Rhodos vor dem türkischen Feind zu warnen, der nun nach der Niederlage der Beschützer des Abendlandes vor dessen Haustür stand. Vielmehr nennt er nur einen einzigen Grund für die Herausgabe von ‚De bello rhodio': Er versuche mit seinen Aufzeichnungen das Andenken an seine gefallenen Kameraden und an alle vollbrachten Heldentaten aufrecht zu erhalten. Diese Aussage ist glaubhaft. Hätte Fontanus, wie später Nachtgall, die Intention gehabt, das christliche Abendland vor der ‚Türkengefahr' zu warnen, so hätte er dies auch explizit in seinem Buch benennen können. Fontanus war kein Literat, sondern Jurist, der ein Protokoll der Schlacht abliefert. Deswegen ist auch anzunehmen, dass jene Intentionen, die er explizit benannte, durchaus seine tatsäch-

Titel der Übersetzung des Straßburger Gelehrten und Theologen Othmar Nachtgall geht hervor, mit welcher Zielsetzung Nachtgall das Buch ‚De bello Rhodio libri tres' übersetzt hatte: Das Buch ist allen Christen gewidmet und sollte diese vor den grausamen Türken warnen beziehungsweise dem christlichen Abendland verdeutlichen, wie man diesem neuen Feind begegnen müsse. Direkt spricht Nachtgall dabei seinen Auftraggeber und Förderer Anton Fugger an.

Zu Beginn seines Kommentars blickte Nachtgall zurück in die Geschichte, um daraus einen möglichen Umgang mit der aktuellen Türkenbedrohung abzuleiten. Er verwies auf den attischen Feldherren und Politiker Phokion, dem es durch Diplomatie gelungen war, Alexander den Großen davon abzuhalten, gegen Athen einen Entscheidungskampf zu suchen: *Phocion ain fürnemer verstendiger burger zû Athen, als die stat vo de grossen Alexander durch krieg angefochten, und bedzungen ward, rhiet man solt in aintweder überwinden, oder doch als ain überwinder zû freund anneme.*[55]

In der Auseinandersetzung mit Philipp II. von Makedonien gelangen Phokion als Feldherr einige Siege, als Realpolitiker vermittelte er später einen Verständigungsfrieden mit dem makedonischen König. Es gelang ihm somit, einen Entscheidungskampf zwischen Athen und Philipp II. abzuwenden. Auch von Alexander dem Großen erwirkte er begünstigende Zugeständnisse, wenngleich er eine Besetzung Athens hinnehmen musste.

Nachtgall benutzte nun diese Ereignisse als Schablone für die Auseinandersetzung mit den Osmanen. Die Rolle des vornehmen attischen Bürgers nahmen die Christen ein, während Alexander der

---

liche Absicht wiederspiegeln. Auch der Vergleich mit den anderen Augenzeugenberichten – von Simon Iselin und Jacques de Bourbon – zeigt deutlich, dass kein Ordensritter seine Aufzeichnungen verfasste, um das christliche Abendland für den Kampf gegen die Türken einzuschwören oder ein besonders grausames Bild der Osmanen zu prägen.

[55] Nachtgall, Rhodis (wie Anm. 7), S. 1. An dieser Stelle, aber auch in weiteren Äußerungen im Verlauf des Textes, lässt sich Nachtgalls umfassendes historisches Wissen erkennen. Namentlich nannte er die Schriften von Livius.

Große als äußere Bedrohung mit den Osmanen verglichen wurde. Laut Nachtgall blieben Phokion nur zwei Möglichkeiten des Handelns. Entweder bezwang er den übermächtigen Feind oder er versuchte bei drückender Unterlegenheit den Feind zum Freunde zu gewinnen. Diese Entscheidungsmöglichkeiten unterlegte Nachtgall noch mit einem weiteren Ereignis:

> *Gleich erweyß hat auch der alt wolerfaren fürst Pontius seinem sun Zerennio geraten, da er wie Livius in dem neundten bûch der Rhoemischen hystorien schreibt, seine feind dazûmal, die Rhoemer bey Caudio wunderbarlich in ain klammen zûsamen bracht het, Er solt sie all erschlagen, so wer er des merern teyls seiner feind entladen und abkomen. Oder sie all on entgeltnuß ledig lassen, wurden sie sampt den anndern Rhoemern seine freund werden.*[56]

Dieses historische Beispiel stammt aus der Zeit der Samnitenkriege. In der Schlacht bei ‚Caudio' (eigentlich Caudium) wurde das römische Heer im zweiten Samnitenkrieg 321 v. Chr. entscheidend geschlagen und musste eine schmachvolle Niederlage hinnehmen. Die überlebenden römischen Soldaten wurden zusätzlich gedemütigt, indem sie von den Samniten unter das Joch geschickt wurden.[57] Überraschenderweise wählt Nachtgall nicht die Perspektive der Römer (was sich im Hinblick auf die Situation des ersten Beispiels angeboten hätte[58]), sondern die Perspektive des Samnitenfürstes Pontius und dessen Sohn Zerennius, die in dieser Schlacht als Sieger hervorgingen. Doch auch Zerennius stand vor einer Entscheidung: Sollte er das eingeschlossene Heer der Römer vernichten, um seine Feinde auf unabsehbare Zeit zu schwächen, oder sollte er das römische Heer ziehen lassen, um mit den Römern in ein Freundschaftsverhältnis einzutreten? Nachtgall gibt keine Antwort auf diese Frage, jedoch zeigt ein Blick in die Geschichte, dass sich die Samniten für die Vernichtung des römischen Heeres entschieden hatten. Offenbar setzt Nachtgall in diesem Vergleich

---

[56] Ebd., S. 1.

[57] Jochen Bleicken, Geschichte der Römischen Republik, München 2004, S. 33.

[58] In Bezug auf die Selbsteinschätzung der kulturellen Überlegenheit der Griechen und Römer gegenüber den ‚Barbaren'.

das christliche Lager mit den Samniten gleich, die ebenfalls vor der Entscheidung standen, wie man mit dem Feind verfahren sollte.

Im Folgenden stellte er nun den osmanischen Feind vor und zeigte auf, dass dieser sich eben nicht mit den antiken Feindbildern vergleichen lasse. Eine Freundschaft zwischen Christen und Osmanen sei vergleichbar mit der Freundschaft einer frommen, wohlerzogenen Tochter mit einer leichtfertigen, morallosen Frau. Damit wäre ein moralischer Niedergang zu erwarten, würde man sich einem fremdem Volk unterwerfen oder sich mit diesem verbünden. Explizit verwies Nachtgall zudem auf das Alte Testament und auf das Aufeinandertreffen des jüdischen Volkes mit Kanaanitern, Hethitern und anderen Völkern.[59] Im Vergleich mit diesen Bibelstellen wird klar ersichtlich, dass der religiöse Unterschied sowie der monotheistische Absolutheitsanspruch für Nachtgall eigentlicher Ausgangspunkt seiner Überlegungen waren. Sollten die Christen auch nur die geringste Annäherung an den Islam wagen, drohte als Folge der moralische Niedergang und die Auslöschung des Christentums. Die Sünden der Osmanen zählte Nachtgall im Einzelnen auf: Unehrenhaftigkeit, Unkeuschheit, Umbarmherzigkeit und Tyrannei sowie die konkreten Anzeichen im Morden, Rauben und Brandschatzen. Als Folge blieb nur eine einzige Handlungsmöglichkeit, nämlich sich auf kriegerische Weise mit den Osmanen auseinander zu setzen. Zu diesem Kreuzzug rief Nachtgall die deutsche Nation auf.

Mit seiner Radikalität setzte Nachtgall gezielt Fontanus' Werk in einen antitürkischen Kontext, der in diesem selbst so nicht festzustellen ist. Der Begriff der ‚Türkengefahr' kann in der europäischen Wahrnehmung der Osmanen nach der Einnahme von Konstantinopel 1453 angesiedelt werden.[60] Dennoch begann die Popularisierung der ‚Türkenfurcht' erst über fünfzig Jahre später, nun lieferte die Ausbreitung des Buchdrucks zudem die Grundlage für

---

[59] Folgende Bibelstellen werden explizit genannt: 2. Mose, 23; 4. Mose, 33; 5. Mose, 7.

[60] Almut Höfert, Den Feind beschreiben: „Türkengefahr" und europäisches Wissen über das Osmanische Reich 1450-1600, Frankfurt/ M. 2003.

eine immense Zahl an Flugschriften, deren Rezipienten auch aus dem einfachen Volk stammten.[61] In genau jenen Zeitraum fällt auch der Kommentar von Othmar Nachtgall, dessen Buch ein Jahr vor der Belagerung von Wien in Augsburg veröffentlicht wurde. Ob Nachtgall jener Propagandawelle zuzuordnen ist, die nach der Schlacht von Mohács das Abendland auf die Türkengefahr aufmerksam machen wollte, bleibt fraglich.[62] In seinem Kommentar erwähnt er als Stationen der osmanischen Expansion lediglich den Fall von Belgrad und Rhodos. Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass Nachtgall während seiner Arbeit an der Übersetzung noch keine Nachrichten über die Ereignisse in Ungarn erhalten hatte. Im späteren Bewusstsein mag angesichts der weitreichenderen Ereignisse von Mohács und Wien die Eroberung von Rhodos in den Hintergrund getreten sein – während jener Zeit aber diente der Fall von Rhodos Propagandisten noch als Beispiel für die vermeintliche Grausamkeit der Türken.

7. Fazit

Vergleicht man abschließend die Rede des Großmeisters, die Predigt des Erzbischofs sowie die Kriegswahrnehmung Iselins und den Kommentar von Nachtgall, so lässt sich folgendes festhalten: Gerade die Geistlichen, die außerhalb des Johanniterordens standen, verwiesen auf die Traditionslinie der Kreuzzüge und religiöse Deutungsmuster. Dabei ist es unerheblich, ob es sich um einen Ordensgeistlichen außerhalb des Johanniterordens wie den Franziskaner Balestrinus oder den Theologen Nachtgall handelte.

Die Verweise auf den Kreuzzugsgedanken spiegeln sich in der Wortwahl und in der Erinnerung an den als vorbildlich angesehenen ersten Kreuzzug wider. Offen wurde bedauert, dass das christliche Abendland nicht mehr über so entschlossene Anführer verfüge, wie zu Zeiten Barbarossas. Allerdings unterscheidet sich

---

[61] Zur Ausbreitung des Buchdrucks in Deutschland vgl. Christoph Reske, Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet, Wiesbaden 2007.

[62] Göllner, Türkenfrage (wie Anm. 8), S. 18.

die Argumentation zwischen den beiden Geistlichen auch, vor allem was den Punkt der Kriegslegitimation betrifft. Balestrinus vertrat das Prinzip des ‚Gerechten Krieges', indem er im Sinne der augustinischen Definition einen expliziten Kriegsgrund nannte. Dies war für ihn die unrechtmäßige Herrschaft der Osmanen über die Heiligen Stätten, welche im historischen wie auch im religiösen Selbstverständnis legitimer Bestandteil der christlichen Welt seien. Nachtgall dagegen argumentierte mit dem Verweis auf die Auseinandersetzung mit Andersgläubigen im Alten Testament. Beide kommen jedoch zum Ergebnis, dass ein friedfertiger Umgang mit den Osmanen unmöglich sei. Durch diese Aussagen sind Balestrinus und Nachtgall eindeutig als ‚Kriegstreiber' auszumachen. Beide Geistliche zielten darauf ab, ihren jeweiligen Adressaten durch diese Schilderungen eine militärische Auseinandersetzung mit den Osmanen nahe zu legen. Deutungsangebote für die betroffenen Johanniter lieferte vor allem der Erzbischof Balestrinus. Er stellte explizit die Frage, wie Gott diesen aussichtslosen Krieg zulassen könne. Als Antwort schilderte Balestrinus den Ordensbrüdern die Schlacht als göttliche Prüfung. Der Kampf sei als göttliches Angebot zu verstehen, das es den Johannitern erlaube, sich in besonderem Maße auszuzeichnen. Auch der Großmeister musste vor der Stadtbevölkerung zu den Ursachen des Krieges Stellung nehmen. Die Ursachen waren für ihn aber nicht mit religiösen Deutungsmustern zu erklären. Vielmehr sah er die Johanniter als Opfer der unaufhaltsamen osmanischen Expansion, die zwangsläufig auch die Insel Rhodos erreichen musste.

Die Chronik des Simon Iselin gibt nicht nur den Schlachtenverlauf wieder, sondern lässt auch Rückschlüsse auf den Autor selbst zu. An mehreren Stellen lässt sich eine (naiv) religiöse Sichtweise herauslesen, nach der Gott selbst indirekt in das Schlachtgeschehen eingriff.[63] Diese Religiosität blieb aber auf der Ebene des Wunder-

[63] Neben der erwähnten Stelle mit dem Hilferuf an Gott nach Regen gibt es noch weitere, wie zum Beispiel folgende: Um die Hinrichtung des als großen Verräter stilisierten d'Amaral eindrucksvoll zu bekräftigen, offenbart sich laut Iselin Gott wieder durch die Naturgewalten: *Vnd den tag als man jnn gericht hat, ist so groß vnge-*

glaubens, keinesfalls diente sie für die Legitimation des Krieges. Zur Rechtfertigung der Niederlage verwies Iselin auf Verräter und Überläufer. Schon der Großmeister hatte in seiner Rede darauf hingewiesen, dass nur durch die Beständigkeit der Verteidiger die Stadt gehalten werden könne. Damit hatte er vielleicht schon bewusst den Grundstein für die Argumente gelegt, mit denen sein Widersacher d'Amaral schließlich aus dem Verkehr gezogen wurde, indem er ihm die Rolle des Unbeständigen auflud.

Als wichtiges Ergebnis bleibt festzuhalten, dass der Großmeister und die übrigen Johanniter das Konzept des Heiligen Krieges und den Kreuzzugsgedanken in den hier vorliegenden Quellen nicht vertraten. Auch wenn die Johanniter des Mittelalters nicht im eigentlichen Sinne als Kreuzfahrer zu bezeichnen sind, so waren doch Geschichte und Struktur des Ordens sehr stark durch den Kreuzzugsgedanken geprägt. Im Gegensatz dazu zeigte sich der Kreuzfahrergeist in den vorliegenden Quellen des 16. Jahrhunderts nur noch verhalten.

Die vorgestellten Ergebnisse zeigen, dass der Orden an der Wende zur Neuzeit offenbar seinen Wurzeln der Kreuzzugstradition weit entrückt war. Eine völlige Loslösung von ihren religiösen Grundsätzen ist bei den Johannitern aber nicht festzustellen. Vielmehr gingen diese Grundsätze mit einem machtpolitischen Selbstverständnis einher, welches in der über zweihundertjährigen Landesherrschaft auf Rhodos entstanden war. Der Großmeister l'Isle Adam erwähnte in seinen Aussagen zwar auch eine religiöse Motivation, verwies in seiner Rede jedoch viel mehr auf machtpolitische und damit auf säkulare Faktoren. Belegen lassen sich diese Aussagen auch mit der Tatsache, dass die Johanniter im 15. und 16. Jahrhundert nicht nur osmanische Schiffe im Sinne ihres Pilgerschutzgelübdes angriffen, sondern auch zunehmend venezianische und genuesische Handelsschiffe kaperten.[64] In Anbetracht des

---

stum wetter gsin von plitzgen vnd toneren vnd wind, das sich jedermann ferwunderett hat, vgl. Füessli, Brief (wie Anm. 6), S. 157.

[64] Berthold Waldstein-Wartenberg, Die Vasallen Christi. Kulturgeschichte des Johanniterordens im Mittelalter, Wien u. a. 1988, S. 296.

engen, auf gedruckte Quellen beschränkten Quellenkorpus kann bislang die These formuliert werden, dass 1522 der Versuch, den Orden in seiner mittelalterlichen Zielsetzung weiterzuführen, wohl endgültig gescheitert war. Der Großmeister agierte zum großen Teil wie ein weltlicher Landesherr, der Sorge um seine Untertanen, sein Territorium und um seine Souveränität hatte.

Vladimir von Schnurbein

Die Bemühungen des Hauses Habsburg zur Ansiedlung von Ritterorden beim Aufbau der Militärgrenze

I. Ritterorden und Türkenkriege im 16. Jahrhundert

> *Das soldt pillich ain yeder mensch ze hertzen nehmen, das ain soliche klayne macht Tturckhen, der man auf das mayst hat geschetzt achttausend, durch drew landt, Kernndten, Windische lanndt und Krayn mitsambt dem Kast, umgeeyrt und unbestrytten gezogenn sindt und solichen grossen schaden getan haben und nyemant kaynn widerstanndt getan hat [...] O Got von hymel, es wer zeyt, das des krystenreiche swert dem Turckischen sabel sein schneydt nam!*[1]

Mit diesem eindringlichen Apell forderte der österreichische Chronist Jakob Unrest schon 1476 eine wirksame und durchdachte Verteidigungsstrategie gegen die sich häufenden Einfälle osmanischer Aikinci. Diese auch als ‚Renner und Brenner' bekannten irregulären Truppen wurden vom Sultan nicht besoldet, sondern verdienten ihren Lebensunterhalt durch Plünderungen und Sklavenhandel. Durch ihre Stationierung an den Grenzen seines Reiches erfüllte der Sultan somit nicht nur seine formelle Pflicht, ständig Krieg zur Ausbreitung des Islam zu führen, sondern bereitete gleichzeitig schon in Friedenszeiten groß angelegte Eroberungszüge vor.[2]

Die habsburgischen Landesherren Innerösterreichs waren sich der Gefahr, welche von den ständigen Türkeneinfällen ausging, durchaus bewusst, doch war ihr auf Söldnern beruhendes Militärsystem nicht im Stande, wirksam Gegenwehr zu leisten: Bis eine schlagkräftige Söldnertruppe gemustert war, waren die Aikinci mit ihrer Beute längst über alle Berge und zurück blieb ein verwüstetes Land. Söldner dauerhaft zum Schutz der Grenze zu unterhalten, war nicht zu finanzieren, und so stellte sich schon Friedrich III. die

---

[1] Karl Grossmann (Hrsg.), Jakob Unrest, Österreichische Chronik, München 1978, S. 66 f.

[2] Gunther Rothenberg, Die österreichische Militärgrenze, Wien 1970, S. 18.

Frage, wie eine einerseits kostenneutrale und andererseits wirksame Verteidigung der habsburgischen Erbländer zu organisieren sei.

Gerade für den noch stark im mittelalterlichen Denken verhafteten Kaiser erschien die Idee, für Gotteslohn sein Leben dem Heidenkampf zu widmen, keineswegs abwegig. Auch war die Sinn- und Legitimationskrise, in der die Ritterorden seit dem Ende der Kreuzzüge steckten, längst nicht mehr zu leugnen. Zwar führte der Johanniterorden von Rhodos aus noch einen ständigen Seekrieg gegen die Osmanen und ihre Verbündeten, doch war dieser auch schon im 15. Jahrhundert näher an der Piraterie als am Kreuzzug anzusiedeln. Der Deutsche Orden schließlich hatte im missionierten Baltikum schon längst, spätestens aber nach der Schlacht von Grunwald 1410 seine Herrschaftslegitimation verloren und stand machtpolitisch wie ideologisch vor einem schier unlösbaren Problem.

Einerseits verloren die Ritterorden in der Frühen Neuzeit also zunehmend an (macht)politischer Bedeutung, waren aber dennoch fest verwurzelt im adeligen Selbstverständnis und im System der Versorgung nachgeborener Söhne. Es hätte also sowohl im Interesse des Adels als auch der Orden selbst sein müssen, die Ritterorden politisch wie ideologisch zu stärken und ihnen so eine sichere und sinnvolle Perspektive zu verleihen. Die Bemühungen des Hauses Habsburg in dieser Angelegenheit sowie die Bedeutung der Ritterorden in der Frühen Neuzeit soll der Aufsatz kurz umreißen.

II. Versuche zur Ansiedlung geistlicher Orden zur Grenzsicherung

Als Kaiser Friedrich III. in der Mitte des 15. Jahrhunderts vor dem Problem der Grenzsicherung gegen die Osmanen stand, war schnell klar, dass den ständigen Einfällen kleinerer Gruppen nur durch ein dauerhaft besetztes Verteidigungssystem beizukommen war. Die Idee der Ansiedlung eines Ritterordens erschien hier als kostengünstige Ideallösung. Die Tatsache, dass der Deutsche Orden nach wie vor seine Ambitionen im Ostseeraum pflegte und die Johanniter der osmanischen Expansion im östlichen Mittelmeer

noch wirksam Widerstand leisten konnten, ließ jedoch nicht darauf hoffen, dass sich ein etablierter Orden für die Habsburgische Grenze interessieren könnte.

Dementsprechend plante Friedrich III. die Neugründung eines Ritterordens mit dem ausdrücklichen Auftrag des Türkenkampfes zu Lande. Diesen Orden wollte er anfangs lediglich mit recht geringen Mittel ausstatten, denn auch hierfür fehlte das Geld. Aber der Orden sollte im Gegenzug später die von ihm eroberten Gebiete als Lehen beanspruchen dürfen.

Diesen Plan untermauerte Friedrich III. in Form eines Gelübdes, während er 1462 in der Hofburg von der Wiener Bevölkerung belagert wurde.[3] Im Jahre 1468 stiftete er dann den St. Georgs-Ritterorden und wies ihm Besitzungen vor allem in Millstadt in Kärnten und in Wiener Neustadt zu. Hier sollte auch der Hochmeister residieren. Aufgabe des Ordens war der Kampf gegen die Osmanen. Allerdings litt der Orden nicht nur unter geringen Einkünften, er hatte auch erhebliche Probleme bei der Rekrutierung, so dass er die ersten 25 Jahre nach seiner Stiftung urkundlich kaum erwähnt wird.

Um die personellen wie wirtschaftlichen Probleme des Ordens in den Griff zu bekommen und um sich nach dem Frieden von Selins um die Türkenfrage kümmern zu können,[4] erließ Maximilian I. in Innsbruck am 17. 9. 1493 ein Gründungsdekret für die St. Georgs-Bruderschaft.[5] Diese sollte nordwestlich von Zagreb, in Rann (Breznica) die Errichtung einer Ordensburg finanzieren und dauerhaft mit 2.000-3.000 Bewaffneten sichern.[6] Kaiser Maximilian, Papst Alexander VI. und alle Kardinäle traten der Bruderschaft bei,

---

[3] Walter Winkelbauer, Kaiser Maximilian I. und St. Georg, in: Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs 7, Wien 1954, S. 526.

[4] Ferdinand Heinrich, Die Türkenzugsbestrebungen Kaiser Maximilians I. in den Jahren 1517 und 1518, Graz 1958, S. 16.

[5] Winkelbauer, Kaiser Maximilian I. (wie Anm. 3), S. 530.

[6] Ingeborg Wiesflecker-Friedhuber, Maximilian I. und der St. Georgs-Orden, in: Herwig Ebner (Hrsg.), Forschungen zur Landes- und Kirchengeschichte, Festschrift Helmut Melzer-Andelberg, Graz 1988, S. 544.

und um deren Attraktivität weiter zu erhöhen, wurden ihren Mitgliedern geistliche wie weltliche Privilegien gewährt, vom Ablass bis hin zur Amnestie für Totschläger.

Dennoch scheinen sich derart wenige Menschen der Bruderschaft angeschlossen zu haben, dass wir bis auf Druckwerke Maximilians I. weder von ihr, noch vom Orden selbst weiteres hören. Rann gelangte nie in Ordensbesitz, der letzte Hochmeister verstarb 1541 und im Jahre 1598 wurde der nur noch auf dem Papier existente Orden endgültig aufgelöst, ohne dass er jemals nennenswerten Einfluss auf die Türkenkriege gehabt hätte.

Doch die Osmanische Gefahr bestand unvermindert weiter. Mit dem Regierungsantritt Sultan Süleymans I. wandte sich die Stoßrichtung der osmanischen Expansion wieder gen Westen. 1521 fiel Belgrad, im Jahr darauf wurden die Johanniter nach langem Kampf von Rhodos vertrieben. Als 1526 der ungarische König Ludwig II. in der Schlacht von Mohacs fiel, traten die Osmanen in direkte Nachbarschaft zu den Habsburgern. Erzherzog Ferdinand von Österreich beanspruchte das Erbe seines Schwagers, musste sich jedoch mit Kroatien und einem nördlichen Grenzstreifen Ungarns zufrieden geben und sah sich spätestens seit der Belagerung Wiens 1529 ständiger militärischer Gefahr ausgesetzt.

Wieder fehlten die finanziellen Mittel, um eine wirksame Grenzverteidigung aufzubauen und wieder verfielen die Habsburger auf den Gedanken, einen Ritterorden mit der Grenzsicherung zu beauftragen: Die Johanniter. Diese hatten bislang von Rhodos aus erfolgreich die osmanische Expansion im östlichen Mittelmeer gestört und ihre Kriegstüchtigkeit unter Beweis gestellt. Das ‚know how' der Johanniter im Türkenkampf sowie ihre zahlreichen ohnehin schon vorhandenen Besitzungen in Innerösterreich prädestinierten den Orden für einen weiteren Einsatz gegen die Osmanen.

Über seinen Gesandten Andreas de Burgo verhandelte Ferdinand I. mit Papst Clemens VII., welcher als ehemaliger Johanniterritter und Prior von Capua dem Orden sehr zugetan war, über die Ver-

legung des Ordenssitzes nach Kroatien.[7] Viele ehemalige Ordensburgen, Csurgo, Belovar, Pakrac, Dubica und Clissa, sollten in der von Ferdinand vorgesehenen Grenzverteidigung wichtige Stützpunkte werden. Als neuer Ordenssitz war die Festung Vrana vorgesehen. Über die dalmatischen Häfen sollte der Orden im Stande sein, den Seekrieg gegen die Osmanen im östlichen Mittelmeer zu betreiben und gleichzeitig Habsburgs südliche Grenzregion zu Lande zu sichern.[8]

Trotz intensiver Bemühungen Ferdinands I. scheiterte dieses Projekt. Vor allen Dingen der französische König Franz I. fürchtete den habsburgischen Einfluss auf den Orden und schlug seinerseits Nizza als neuen Ordenssitz vor, um den ohnehin starken französischen Einfluss durch ein Lehensverhältnis weiter zu intensivieren. Der französische Großmeister des Ordens, Philipp Villiers de l'Isle Adam, bemühte sich intensiv um die Annahme des französischen Angebots. Zum Streit, der im Ordenskapitel über diese Frage herrschte, schrieb Georg Schilling von Cannstatt an den Großprior Johann von Hattstein: *dar wider der Maister mit etlich Zungen heftig ist, dar als Frantza, Offernya, und Proventza, so send Hispania, Ytalia, Engelandt, Alamania, Portugal*[9] *der Mainung, Malta mit Goza*[10] *anzunemen* und weiter: *Es ist mains Maisters Sinnoschalck*[11] *and ander [...] zu mir comen und mir gesagt, es stande der theutschen zungen halb als an mir, und so ich welle, werden die andern nicht dar wider sagen. Da hab ichs inen stracks abgeschlagen, also ist der Maister fast übel zufrieden über mich.*[12]

Da sich die Könige von England und Portugal neutral verhielten und weitere Alternativen wie Saragossa oder die Halbinsel Gallipoli (!) vom Orden nie ernsthaft in Betracht gezogen wurden, kristalli-

---

7 Adam Wienand (Hrsg.), Der Johanniter-Orden, Seine Aufgaben, seine Geschichte, Köln 1970, S. 195.

8 Robert Dauber, Der Johanniter-Malteser Orden in Österreich und Mitteleuropa, Bd. 2, Privatdruck 1998, S. 482.

9 Gemeint sind die Ordenszungen Frankreichs, der Auvergne, der Provence, Spaniens, Italiens, Englands, Deutschlands und Portugals.

10 Eine kleine, Malta vorgelagerte Insel.

11 *Sinnoschalck* = Seneschall, ein dem Truchsess entsprechendes Hofamt.

12 Meisner, Deutsche Johanniterbriefe (wie Anm. 6), S. 597.

sierte sich schließlich die Insel Malta als Kompromiss heraus. Ähnlich wie zuvor Rhodos lag sie an strategisch günstiger Stelle im Mittelmeer, sodass der Orden weiter seinen militärischen Schwerpunkt auf den Seekrieg richten konnte. Doch da Malta als Teil des Königreichs Sizilien unter der Lehnshoheit Karls V. stand, war hier der heftige Widerstand der französischen Partei zu erwarten. Dieser letzte Streitpunkt wurde schließlich dahingehend gelöst, dass jeder neue Großmeister zwar ein Ehrengeschenk an den König von Sizilien abliefern musste, der Orden jedoch weder tribut- noch heerfolgepflichtig war. Unter Zusicherung dieser faktischen Autonomie stimmten alle beteiligten Parteien Malta als neuem Ordenssitz zu.

Wie Giselin de Busbecq so anschaulich verdeutlichte, tobte der Kleinkrieg in der Grenzregion ungeachtet der Planspiele um die Ritterorden weiter: *wie ein wütender Löwe streift er brüllend an unseren Grenzen entlang und versucht bald hier, bald dort einzubrechen.*[13] Die Lage erforderte dringend Verteidigungsmaßnahmen, da in den 50er Jahren des 16. Jahrhunderts schon ein rund 50 Kilometer breiter Grenzstreifen zwischen Una und Kulpa als *deserta* bezeichnet wurde. Durch die ständigen Einfälle der Aikinci waren große Teile der Grenzbevölkerung verschleppt, geflohen oder hatte einen Renomadisierungsprozess vollzogen.

Schon Matthias Corvinus hatte im ausgehenden 15. Jahrhundert versucht, eine systematisch und dauerhaft besetzte und militärisch wirksame sowie vor allem bezahlbare Grenzverteidigung gegen die Osmanen aufzubauen. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann Ferdinand I. dieses Projekt umzusetzen und bediente sich hierbei der Flüchtlinge aus osmanischem Gebiet, damit diese an der Grenze unentgeltlich Kriegsdienst leisteten. Im Umkreis der habsburgischen Garnisonen, welche seit 1522 in Kroatien stationiert waren, siedelte Ferdinand von Beginn an *Uskokii* genannte Flüchtlinge aus dem Osmanischen Reich an. Seit dem Sichelburger Patent von 1535 wurden die Uskoken systematisch entlang der Grenze in befestigten

[13] Charles Foster/ Francis Daniell (Hrsg.), Oghier Ghiselin de Busbecq, Life and Letters, Bd. 1, London 1881, S. 405 f.

Dörfern, sogenannten *Palanken* angesiedelt. Dieses Patent garantierte den Uskoken neben religiösen und wirtschaftlichen Privilegien auch eine weitreichende persönliche und politische Autonomie. Uskoken waren freie Bürger mit eigenem Land, die keinerlei Abgaben zu zahlen hatten und ihre militärischen und zivilen Verwalter selbst aus ihrer Mitte wählen durften. Im Gegenzug verpflichteten sie sich zu einem lebenslangen Militärdienst. Doch solange die Grenze nicht flächendeckend mit Palanken besiedelt und durch größere Festungen unterstützt war, stellte sie für größere osmanische Feldzüge kein ernsthaftes Hindernis dar.

Im Jahr 1566 marschierte Sultan Süleyman I. erneut mit einem riesigen Heer gegen Wien. In Erwartung dieser osmanischen Invasion verfasste der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen in Ungarn, Lazarus von Schwendi[14], im Frühjahr einen umfangreichen Bericht, wie das Haus Habsburg die Verteidigung gegen die Osmanen militärisch organisieren müsse, um derartigen Invasionen künftig etwas entgegen setzen zu können. Schwendi schlug unter anderem vor, dass der Kaiser selbst als Heerführer auftreten und sich der Adel durch eine Art Wehrpflicht nicht mehr nur finanziell, sondern auch personell am Türkenkrieg beteiligen solle. Kern der Denkschrift war jedoch der Wunsch nach einer ständigen, permanent abwehrbereiten Grenzverteidigung, damit nicht nur die großen osmanischen Invasionen, sondern auch der Kräfte zehrende Kleinkrieg wirksam unterbunden werden könne. Nachdem es den Johannitern 1565 gelungen war, Malta gegen eine gewaltige osmanische Invasion zu verteidigen, lag der Gedanke nahe, es wieder einmal mit der Ansiedlung eines Ritterordens an der Grenze zu versuchen. Dass der Deutsche Orden seit dem Verlust des Ordensstaates nicht mehr militärisch aktiv war, störte den Soldaten

[14] Lazarus Schwendi war ein anerkannter Fachmann und ein Günstling Maximilians II. Er hatte die militärischen Operationen gegen Johan Zapolya geleitet und zuletzt die Festung Tokai erobert (was zum Ausbruch des langen Türkenkrieges führte!). Johan Zapolya war der von den Türken eingesetzte ungarische Gegenkönig, der als Vasall des Sultans Ferdinand I. sein ungarisches Erbe streitig machte.

Schwendi natürlich und so bat er Maximilian II., dass der Deutsche Orden

> *wieder in seinen alten Stand und ersten Beruf möchte gebracht werden, dass er nämlich all sein Vermögen und Thun auf den Krieg wider die Türcken müsste wenden, und dass sich die Ordensritter, alle fast in gleichmässiger Ordnung wie die zu Malta, in einem gewissen Platz in Ungarn zum Krieg gebrauchen lassen müssten.*[15]

Auch der polnische König Sigismund August förderte diese Idee und schlug vor, den Orden in Ungarn mit dem St. Georgs-Orden sowie dem deutsche Zweig des Johanniter-Ordens zu verschmelzen.[16]

Kaiser Maximilian machte sich die Ratschläge seines Generals in den meisten, kurzfristig zu ändernden Punkten zu Eigen. Doch für die Ansiedlung des Deutschen Ordens zur Abwehr der aktuellen Bedrohung war es im Frühjahr 1566 bereits zu spät. Nach dem gleichermaßen teuren wie ergebnislosen Feldzug von 1566 gegen die Osmanen zögerte Maximilian II. in den Folgejahren zudem, die Reichsstände mit Forderungen für die Osmanische Grenze zu konfrontieren. So kam Schwendis Plan erst 1570 auf dem Reichstag von Speyer zur Sprache. Allerdings wiesen die Stände dieses Anliegen des Kaisers mit dem Hinweis zurück, dass das Errichten von Ritterorden keine Reichsangelegenheit und schon gar nicht die der protestantischen Stände sei! Vielmehr erklärten sie, *ihr Majestät werden in diesem, was dem Reich und gemeiner Christenheit zum Besten gelangen mag, wol nachzudenken wissen.*[17]

Durch diesen Rückschlag ließ sich Schwendi jedoch nicht abhalten, sein Projekt weiter zu betreiben. In der Vorbereitung des Reichstages von 1576 fügte er seinen allgemeinen militärischen Ratschlägen

---

[15] Wilhelm Edler v. Janko, Lazarus Freiherr von Schwendi, oberster Feldhauptmann und Rath Kaiser Maximilians II, Wien 1871, S. 54 f.

[16] Dieter Weiß, Der Deutsche Orden, in: Friedhelm Jürgensmeier/ Regina Schwerdtfeger (Hrsg.), Orden und Klöster im Zeitalter von Reformation und katholischer Reform, Münster 2005, Bd. 1, S. 125-140, hier S. 136.

[17] Wilhelm Erben, Die Frage der Heranziehung des Deutschen Ordens zur Vertheidigung der ungarischen Grenze, Wien 1894, S. 7.

ein neuerliches und deutlich differenzierteres Memorandum bei. Hierin forderte er gemeinsam mit Christoph von Carlowitz und dem Landvogt in Schwaben, Jörg Ilsung, dass sich der Kaiser zunächst über die finanziellen Verhältnisse des Ordens informieren solle. Anschließend könne man dem Orden Kanisza, Raab oder Papa übertragen. Hierüber sollte der ungarische Landtag eine Entscheidung fällen. Wachsen könne der Orden dann durch Eroberungen oder Übertragung von Johanniter-Kommenden und verödeten Klöstern.[18]

Da für den Reichstag von 1576 ohnehin Verhandlungen über die Türkenhilfe anstanden, war die Bereitschaft zu einer solchen Umsiedlung bei vielen Ständevertretern hoch, ließ diese Maßnahme doch auf eine Reduzierung der Türkenhilfe hoffen. Besonders Kurfürst Friedrich von der Pfalz instruierte seine Räte dahingehend, dass dieses Projekt auch gegen den Widerstand der geistlichen Vertreter durchzusetzen sei.[19]

Dennoch sollte auch dieser Versuch scheitern: Als das Thema ganz zum Schluss des Reichstages zur Verhandlung stand, war der Kaiser erkrankt und konnte nicht mehr persönlich an den Gesprächen teilnehmen. Die pfälzische Partei war über die sonstigen für sie schlecht verlaufenen Verhandlungen verärgert und schließlich äußerte der Vertreter des Deutschen Ordens seine Missbilligung darüber, dass in all den Jahren der Planung niemand der kaiserlichen Partei den Orden über derartige Planungen unterrichtet habe. Der Orden sprach sich explizit gegen eine Umsiedlung aus und führte an, dass seine Heimat und Hauptaufgabe noch immer im Ostseeraum liege, den es als Ordensstaat zurückzugewinnen gelte. Tatsächlich war der Orden aber seit über dreißig Jahren militärisch nicht mehr aktiv und zeigte diesbezüglich auch kein Interesse mehr. So verlockend die Idee der Ansiedlung eines Ritterordens an der Grenze zum Osmanischen Reich schien, so unrealistisch war sie. Der mittelalterlich anmutenden Idee des gleichermaßen kosten-

---

[18] Ebd. S. 12 f.

[19] Franciscus Häberlin, Neueste teutsche Reichsgeschichte, Bd10, Halle 1774-1804, S. 15 ff.

günstigen wie kompetenten und uneigennützigen Kriegsdienstes von Ordensrittern musste einem moderneren Bild weichen: Der St. Georgs-Orden ging an dieser Idee zu Grunde, bevor er sich überhaupt hatte entfalten können. Die Johanniter waren zwar militärisch zuverlässig, aber gleichzeitig auch selbstbewusst genug, Unabhängigkeit zu fordern. Der Deutsche Orden schließlich fügte sich allzu leicht in seine Rolle als Versorgungsanstalt und zeigte, mit Ausnahme des unten noch zu erwähnenden Feldzuges von 1593, keine Ambitionen mehr, für den Glauben in den Krieg zu ziehen.

III. Alternativen zur Ansiedlung eines Ordens zur Türkenabwehr

Ungeachtet dieser Misserfolge tobte der Kleinkrieg im Grenzgebiet weiter. Aufgrund der ständigen finanziellen Probleme der Habsburgischen Landesherren war der innerösterreichische Adel inzwischen nicht nur Hauptopfer der regelmäßigen Türkeneinfälle, sondern hatte auch finanziell die Hauptlast der Grenzverteidigung zu tragen. Daher wurde 1578 mit dem Innerösterreichischen Hofkriegsrat eine Behörde geschaffen, die die Verteidigungsmaßnahmen weitgehend autonom vom Kaiserhaus koordinieren sollte. Personell besetzt wurde er von den Ständen Niederösterreichs, Kärntens und der Steiermark. Da der kroatische Adel durch den ständigen Kleinkrieg mit den Osmanen weitgehend mittellos geworden war, regte sich auch von dieser Seite kein nennenswerter Widerstand, als der Innerösterreichische Hofkriegsrat daran ging, vom nördlichen Dalmatien bis zu den Karpaten einen tief gestaffelten Festungsgürtel, die sogenannte Militärgrenze, auszubauen bzw. systematisch neu zu errichten und das Gebiet anschließend auch selbst zu verwalten. Dieser dreifache Festungsgürtel zwischen Adria und Karpaten sollte langfristig für Sicherheit sorgen. Er sollte sich entlang der osmanischen Grenze von der oberen Adria durch das nördliche Kroatien zur Save bei Heiligenkreutz (Sveti Kri), von dort über die Drau bei Drnje Richtung Plattensee zur Donau bei Raab (Györ) und dann entlang des Gran-Tales bis in die Karpaten ziehen. Durch den in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts immer stärker zunehmenden Zuzug von Uskoken wurde das Netz der Palan-

ken immer dichter und auch die ersten größeren Festungen konnten unentgeltlich besetzt werden.

Entlang der Grenze wurden kleine Wachtürme aufgestellt, welche Tag und Nacht besetzt waren und über akustische oder optische Signale feindliche Bewegungen melden konnten. So war es dieser Grenzmiliz möglich, kleinere osmanische Einheiten frühzeitig zu stellen und bei größeren Feindbewegungen schnell Meldung zu machen. Dieses Grenzverteidigungssystem erlaubte es bei immer weiter steigender Effizienz, die Grenze mit nur rund 500 ständig in Dienst stehenden Söldnern zu unterhalten. Hinzu kamen die immer wieder für bestimmte Zwecke gemusterten Kavallerie-Regimenter, welche schließlich seit dem 17. Jahrhundert dauerhaft an der Grenze stationiert waren.

Gerade bei der Herkunft der an der Türkenfront kämpfenden Offiziere zeigt sich deutlich der Einfluss der innerösterreichischen Stände auf den Grazer Hofkriegsrat. Nur selten wurde ein junger Adliger, welcher über keine Beziehungen zu den innerösterreichischen Ständen verfügt, auch nur zum Hauptmann ernannt. Es war also nicht zuletzt der Einfluss der Stände, der ein modernes und effizientes Verteidigungssystem entstehen ließ, welches durch eine klare Organisation gekennzeichnet war und durch die massenhaft Kriegsdienst leistenden Uskoken getragen wurde.

IV. Die Bedeutung einzelner Ordensritter für die Militärgrenze

Berühmtheit erlangten die Uskoken unter dem Johanniter Ritter Petar Krussitsch zu Mährenfels. Dieser trat nach Ableistung seiner Karawanen auf Rhodos in habsburgische Dienste. Nachdem er zunächst als Söldnerführer die Besatzung von Zengg, dem heutigen Senj befehligt hatte, wurde er zum Kommandanten der wichtigen adriatischen Sperrfestung Clissa, welche die Gegend des heutigen Split gegen das Hinterland schützte. Hier nahm Krussitsch im Jahr 1530 eine größtenteils serbische Gruppe von Flüchtlingen auf und bildete diese im Seekrieg aus. Den Gepflogenheiten der Johanniter folgend, richteten sich die militärisch-räuberischen Kampagnen der Uskoken schon unter Krussitsch nicht nur gegen die Osmanen.

Auch christliche Kaufleute gerieten zu Wasser wie zu Lande in ihr Visier. Der Chronist Valvasor zitiert einen Zeitgenossen bezüglich der Uskoken wie folgt: *Aber diese Männer, obwohl gute Soldaten, waren wie alle barbarischen Völker rauh und wild. Nur eiserne Disziplin konnte sie im Zaume halten. Mit Vorliebe raubten, stahlen und plünderten sie und konnten ohne Straßenräuberei und Mord nicht lange leben.*[20]

Bis 1537, als er während der Belagerung Clissas durch die Osmanen bei einem Ausfall ums Leben kam, führte Krussitsch die Uskoken von Clissa an. Die Uskoken übergaben nach dem Tod ihres Anführers die Festung gegen freies Geleit, siedelten sich in Senj an und widmeten sich weiterhin der Piraterie unter dem Vorwand, Krieg gegen die Osmanen zu führen. Aufgrund zahlreicher Übergriffe kam es 1616 sogar zum sogenannten Uskokenkrieg zwischen Venedig und den Habsburgern, an dessen Ende die Uskoken von Senj ins kroatische Hinterland umgesiedelt wurden.[21]

Mit dem Verweis auf Petar Krussitsch wird oftmals die These untermauert, die Ritterorden, speziell die Johanniter, seien am Aufbau und am Erhalt der Militärgrenze entscheidend beteiligt gewesen. Tatsächlich tauchen im Laufe des 16. Jahrhunderts einige Ordensritter an der Militärgrenze auf. So war beispielsweise der bekannte kaiserliche Söldnerführer Reinprecht von Eberstorff auch Johanniterritter. Nachdem dieser bei der Belagerung von Wien 1529 das Aufgebot der Städte kommandiert und den Verteidigungsabschnitt zwischen Stubentor und Werdertor geleitet hatte, war er 1532 auch am Sieg über eine größere Gruppe Aikinci beteiligt und avancierte schließlich zum obersten Feldmarschall in Ungarn.[22]

Auch der General der kaiserlichen Donauflotte im großen Türkenkrieg, Philipp Riedesel von Camberg war Johanniter. Als Großbailli

---

[20] Janez Krajec (Hrsg.), Johann Valvasor, Die Ehre des Herzogthums Krain, Rudolfswerth 1877-79, S. 178 f.

[21] Catherine Wendy Bracewell: The Uskoks of Senj. Piracy, Banditery and Holy War in the Sixteenth Century Adriatic Ithaca, New York 1992.

[22] Robert Dauber, Johanniter-Malteserritter unter kaiserlichen Fahnen, Gnas 2007, S. 64 f.

von Malta[23] und Großprior von Deutschland spielte er im Orden sogar eine noch wichtigere Rolle als im Türkenkampf. Als Gesandter des Ordens am Hof Kaiser Rudolfs II. handelte er das sogenannte Karawanenprivileg aus, dass es den Johannitern erlaubte, ihren Wehrdienst für den Orden im Türkenkampf unter kaiserliche Fahne zu leisten.[24] Im großen Türkenkrieg spielte die Donauflotte jedoch aufgrund ihres schlechten Zustands keine entscheidende Rolle. Philipp Riedesel von Camberg ist also weniger als aktiver Türkenkrieger, denn als kaiserlicher Hofkriegsrat und Diplomat zu sehen.

Doch nicht nur Johanniterritter engagierten sich im Türkenkampf an der Militärgrenze. Der wohl wichtigste Deutschordensritter für die Türkenkriege des 16. Jahrhunderts war Erzherzog Maximilian III. von Österreich. Als nachgeborener Sohn Kaiser Maximilians II. stellte sich für ihn wie für seine Brüder die Frage einer standesgemäßen Versorgung, da nicht alle mit Regentschaften ausgestattet werden konnten. Wenzel, der Jüngste, trat in den Johanniterorden ein und wurde Großprior von Kastilien. Albrecht, als einziger einer geistlichen Laufbahn wirklich zugeneigt, bekam das Bistum Toledo. Die Versorgung Maximilians ließ sich jedoch deutlich schwieriger an, obwohl sich dieser prinzipiell bereit erklärte, ein Bistum zu übernehmen, sofern es dem Hause Habsburg dienlich sei. Da dessen Wahl zum Erzbischof von Köln scheiterte, rückte schließlich der Deutsche Orden in den Focus der Überlegungen. Doch auch hier regte sich Widerstand. Der Hochmeister Heinrich von Bobenhausen fürchtete – völlig zu Recht – um seinen eigenen Posten und versuchte, die Aufnahme zu verhindern. Vergebens, 1584 trat Maximilian dem Orden bei und schon im Jahr darauf übernahm er

[23] Der Großbailli war der Vertreter der Deutschen Zunge in der Ordensregierung und als Ressortminister für die Wehranlagen zuständig. Er stand formal über dem Großprior von Deutschland, welcher in Heitersheim dem Großpriorat der Territorien deutscher Zunge vorstand und de facto mehr Einfluss besaß als der Großbailli.

[24] HHStA, Hofkorrespondenz, Staatenabteilung, Malta, VIII, 6, 1518-1632.

– formell zunächst als Coadjutor – die Regierungsgeschäfte Bobenhausens.[25]

Interessant ist die indifferente Haltung Maximilians bezüglich seiner Zukunft und die gleichzeitige Sorge seiner Verwandten (vor allem von Rudolph und Erzherzog Ferdinand von Tirol) um eine standesgemäße Versorgung.[26] Dennoch schien es Maximilian mit seiner Mitgliedschaft im Orden ebenso wie mit seiner familiären Verpflichtung zum Türkenkampf durchaus ernst gewesen zu sein. Zwar hielt auch er, wie zuvor schon Bobenhausen, an der Position des Ordens fest, sich nur dann in besonderem Maße am Türkenkrieg zu beteiligen, wenn der Orden gleichzeitig Unterstützung für seine Interessen im Ostseeraum erhalte. Gleichzeitig bot er für den Fall dieser Restitution jedoch konkrete Maßnahmen, wie die Übernahme einer großen Grenzfestung an.[27]

Als es im Jahr 1593 dann zum langen Türkenkrieg kam, hatte Maximilian gerade die Regentschaft in Innerösterreich übernommen und damit auch den Oberbefehl über die Grenze. Auch hier zeigte er sich als überzeugter Ordensritter. Am 08. Dezember erbat er sich mit einem flammenden Appell vom Generalkapitel des Deutschen Ordens 200 Reiter sowie 100 Schützen zu Fuß auf zwei Jahre als Leibgarde und forderte seine Ordensbrüder gleichzeitig auf, persönlich mit ihm ins Feld zu ziehen. Das Kapitel bewilligte schließlich 150 Reiter und 100 Schützen. Darüber hinaus stellte es allen Ordensmitgliedern frei, auf eigene Kosten am Türkenkampf teilzunehmen. Hierfür wurde die Summe von 63.600 Gulden bewilligt. Eine stattliche Summe, betrachtet man die Bewilligungen anderer, weitaus finanzkräftigerer Reichsstände wie Kurmainz (15.000 fl.) oder Würzburg (12.000 fl.).[28] Gerade bei den jungen Ordensrittern – von Landkomturen oder Komturen erfahren wir

---

[25] Erben, Die Frage der Heranziehung (wie Anm. 17), S. 541 ff.

[26] Josef Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, Bd. 2, S. 294 ff.

[27] Heinz Noflatscher, Glaube, Reich und Dynastie, Maximilian der Deutschmeister, (= Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 11), Marburg 1987, S. 174.

[28] Ebd. S. 176.

kaum etwas – scheint der Appell Maximilians an die Grundaufgabe des Ordens durchaus gefruchtet zu haben. Dass einige Quellen von etwa einhundert Deutsch-Ordensrittern sprechen, jedoch nur rund dreißig Namen von teilnehmenden Rittern bekannt sind, erklärt sich durch die Initiative Maximilians, die mit den Rittern ziehenden Diener ihren Herren gleich zu kleiden, um so das Ansehen des Ordens weiter zu fördern.[29] Da für den Deutschen Orden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts insgesamt eine Zahl von rund 120 Rittern anzunehmen ist, lässt sich jedoch festhalten, dass die Beteiligung der Ordensritter recht hoch ausfiel.[30]

Die Ordensritter schlossen sich der Hoffahne Maximilians an, die der Reichspfennigmeister Zacharias Geizkofler ob ihres geringen militärischen Engagements als *unnütze vergebenliche ausgab* bezeichnete. Dennoch hatten die Deutsch-Ordensritter auf diesem letztlich erfolglosen Feldzug von 1594 deutliche Verluste zu erleiden. Von einer direkten Teilnahme an Kämpfen ist hierbei allerdings ebenso wenig zu lesen, wie von im Krieg gefallenen Ordensbrüdern. Vielmehr forderten Seuchen und schlechte Verpflegung zahlreiche Opfer.[31] Die anfängliche Euphorie der jungen Ordensritter scheint durch diesen Verlauf merklich gebremst worden zu sein. An den weiteren Feldzügen Maximilians nahmen offenbar keine Ritter des Deutschen Ordens mehr teil. So endete die einzige größere militärische Aktion von Deutsch-Ordensrittern gegen die Osmanen im 16. Jahrhundert, ohne dass sich der Orden militärische Meriten verdienen konnte.

Neben Maximilian finden wir allerdings noch einen weiteren Deutsch-Ordensritter, der sich als Heerführer im langen Türkenkrieg verdient gemacht hat: Johann Friedrich von Herberstein taucht in den Quellen erstmals 1595 als Hauptmann an der Militärgrenze auf. Hier erfahren wir auch von seiner Mitgliedschaft im Deutschen Orden. Später begegnet er uns als Oberst eines Kürassier-Regiments. In dieser Funktion geriet er 1602 bei der Rücker-

[29] Ebd. S. 177.
[30] Weiß, Der Deutsche Orden (wie Anm. 16), S. 125.
[31] Erben, Die Frage der Heranziehung (wie Anm. 17), S. 570.

oberung Stuhlweissenburgs (Székesfehérvár) durch die Osmanen in Gefangenschaft, wurde nach Istanbul gebracht, wo er 1604 starb.[32]

Stellt man an diese in vielerlei Hinsicht typische Biographie die Frage, ob Johann-Friedrich von Herberstein als Ordensritter gesehen werden muss, der sich – der Kreuzzugstradition gemäß – dem Türkenkrieg an der Militärgrenze widmete, wird schnell klar, dass er wie viele seines Geschlechts militärisch gegen die Türken aktiv war. Dies ist nicht weiter verwunderlich, lagen doch die Ländereien der Familie Herberstein in dem immer wieder von den Aikinci heimgesuchten Gebiet. Seine Mitgliedschaft im Deutschen Orden erscheint vor diesem Hintergrund als eher zufällige Begleiterscheinung.

V. Zusammenfassung

Da der St.-Georgs-Orden nie militärisch in Erscheinung trat und der Deutsche Orden im 16. Jahrhundert, spätestens nach dem Feldzug von 1593, schon eine reine Versorgungsanstalt ohne militärische Ambition war, stellt sich die Frage nach politischer Bedeutung nur noch beim Johanniter-Orden.

Durch seine klare internationale Ausrichtung wäre der Orden an einer Ansiedlung in einem direkten Herrschaftsgebiet der europäischen Großmächte sicherlich zerbrochen. Nur so lässt sich das Verhalten des Ordens bei der Suche nach einem neuen Hauptsitz deuten. Die Möglichkeit des Türkenkampfes, als wichtiger Standortvorteil erscheint in den erwähnten Briefen nur in Form von Floskeln. Auch die militärischen Operationen des Ordens in der Folgezeit deuten keineswegs auf den Heidenkampf als machtpolitische Existenzberechtigung hin. Was der Malteserritter Robert Dauber ganz in Ordenstradition als Seekrieg zur Verteidigung Europas preist, war schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nur noch mit Piraterie zu umschreiben. So gestattete es der Orden Freibeutern,

[32] [Art.] Heberstein, in: Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 60 Bde, Wien 1856-1891, hier Bd. 8, Wien 1862.

gegen 10 Prozent ihrer Einnahmen die Ordensflagge zu führen![33] Dennoch lässt sich die Bedeutung der Ordensmarine bei großen Unternehmungen wie der Einnahme von Tunis 1537 oder der Schlacht von Lepanto 1571 nicht leugnen und auch das Standhalten gegen die große Belagerung Maltas 1565 darf als Beitrag zur Eindämmung der Osmanischen Expansion im Mittelmeer gesehen werden. Die Selbstinszenierung der Johanniter als christlich motivierter Ritterorden ist dennoch nicht angebracht, vielmehr ist der Ordensstaat von Malta als eine unter vielen regionalen Mächten des Mittelmeerraumes zu betrachten.

In der Frühen Neuzeit war die Zeit, in der Ritterorden ideell wie machtpolitisch eine wichtige Größe für das Abendland darstellten, vorbei. Ordensrittern des 16. Jahrhunderts, die in habsburgischen Diensten Krieg gegen die Osmanen führten, kann keine rein religiöse Motivation unterstellt werden. Bartholomäus Sastrows, in den 1540er Jahren Schreiber der Kommende Niederweisel, beschrieb seinen Dienstherren Christoph von Löwenstein sogar mit folgenden, sicherlich etwas überspitzen Worten: *weder papistisch noch lutherisch, sondern Mitglied eines ritterlichen Ordens, bekümmerte sich nicht um die Religion.*[34]

Weder der Deutsche Orden noch der Johanniterorden engagierten sich institutionell an der Militärgrenze. Dementsprechend wäre es verfehlt, ihnen eine nennenswerte Bedeutung für deren Aufbau oder Erhalt zuzuschreiben. Vielmehr zeigt sich gerade durch die gescheiterten Versuche einer Ansiedlung der Ritterorden, dass es für die Entwicklung eines modernen Verteidigungskonzeptes neuer Ideen bedurfte. Die starke Einbeziehung der innerösterreichischen Landstände sowie Ansiedlung der Uskoken als freie Wehrbauern und nicht zuletzt die einmalige organisatorische Struktur der Militärgrenze mit Festungen, Palanken und Wachtürmen war die zeitgemäße und letztlich äußerst effektive Antwort auf die Probleme der Türkeneinfälle des 16. Jahrhunderts.

---

[33] Walter Rödel, Der Johanniterorden, in: Jürgensmeier/ Schwerdtfeger, Orden und Klöster (wie Anm. 16), S. 155.

[34] Bartholomäus Sastrow, Ein deutscher Bürger des 16. Jahrhunderts, Selbstschilderung, Leipzig 1913, S. 83.

Projekte

Holger Berg

Military Occupation under the Eyes of the Lord. Studies in Erfurt during the Thirty Years War[1]

The growing interest in ways of experiencing and coping with war in past societies has led researchers to examine the role of religion anew. The much-debated question to which degree religious enmities catalysed armed conflicts has made way for a set of less-explored issues: which of the manifold messages propagated in sermons and devotionals did laymen and -women adopt and adapt or reject? Did believers focus on comfort and protection or emphasise punishment and sin? All reference to calamities entailed accusations, yet how was guilt allocated on a parochial level? Were scapegoats identified and persecuted or did members of communities internalise the calls for repentance and blame themselves for their sins and sufferings?

This project takes on these thorny questions by studying the impact of the Thirty Years War on a local level. It centres on divine interventions perceived during war. The well-known judgements and miraculous salvations[2] are examined with a focus on their roles in the religious lives of civilians who wrote during the war or looked back on it afterwards, based on their own experiences. By including the latter retrospectives in the study, it is possible to address, if not test, the reigning hypothesis in the field that concerns the long-term cultural effects of war. The year 1648 not

---

[1] Ph.D.-project, European University Institute (Florence). I am grateful for all comments. Please e-mail to: <nils.berg@eui.eu>.

[2] Jean Delumeau, Sin and fear. The emergence of a western guilt culture, 13th-18th centuries, New York 1990; Alexandra Walsham, Providence in Early Modern England, Oxford 1999; Manfred Jakubowski-Thiessen, Hartmut Lehmann (Hrsg.), Um Himmels Willen. Religion in Katastrophenzeiten, Göttingen 2003.

only marks the end of the age of religious wars within Europe, some researchers have suggested. The „disruptive experience" of an exceptionally long-lasting conflict further challenged the traditional view of war as a God-sent trial and visitation.[3] It thus led to a positive disillusionment, which freed contemporaries from atavist beliefs.[4]

Erfurt in Central Germany is well suited for such a case study. The sizeable Lutheran town with a Catholic minority hosted a Swedish garrison from 1631 until 1650, with a break from September 1635 to December 1636. Twelve printing presses were based in the town, whose burghers also nurtured a tradition of chronicle-writing. This makes it possible to analyse the representations of the war in printed sermons and in the fifteen extant manuscript town chronicles. A comparison between these corpora not only indicates to which extent lay Lutheran chroniclers took on their preachers' views on divine interventions. It also helps to demonstrate how the latter adapted sermons to fit their audiences' attitudes and sensibilities.

The analytical section is organised in three thematic sections. Prodigies are first examined as communicative phenomena. The tension between the theological focus on the soteriological aim of temporal afflictions and the more 'mundane' interest in averting God-sent catastrophes is important throughout this section.

A second section looks closer at the lay impiety diagnosed by theologians and inspects their resulting efforts to increase collective repentance. Pre-existing programmes meant to tighten ecclesiastic discipline were adopted by a number of Lutheran rulers in the

---

[3] Johannes Burkhardt, Der Dreißigjährige Krieg, Frankfurt/ M. 1992, Kap. IV: Der Störfall frühneuzeitlicher Geschichtserfahrung. Ein Epilog zum dreißigjährigen Alltag.

[4] Theodor K. Rabb, The Struggle for Stability in Early Modern Europe, New York 1975; Bernd Roeck, The atrocities of war in early modern art, in: Joseph Canning u. a. (Hrsg.), Power, Violence and Mass Death in Pre-Modern and Modern Times, Aldershot 2004, S. 129-40, hier S. 137-140.

course of the war, especially following military defeats.[5] The theological controversy about these moral reforms is first analysed on a local level, along with disputes about a related apocalyptic commentary. A second chapter then compares these theological diagnoses with the use of prayers in lay chronicles and the institutionalised penitent measures. This survey should provide a more balanced assessment of lay *praxis pietatis* and help to assess the responses to the call for repentance within a parochial culture of shame.

The third and final section examines lay adaptations of the religious figures of thought. A chapter on 'how to make an example of soldiers' explores how chroniclers and pastors construed the sudden violent death of a brutal soldier as divine judgement. Here, narration and selective cognition helped to uphold the belief in temporal divine justice. A final chapter surveys civil-military conflicts to establish whether the fear of the often invoked divine judgement had any moderating impact on the way soldiers' behaved towards civilians.

The exchanges examined in this project took place between pastors and the lay chroniclers and were, on the whole, characterised by considerable agreement. Most chroniclers were, admittedly, reluctant to share in the emphasis on „afflictive providences" found in homilies.[6] Just like their English contemporaries, they were prone to take more vindictive notes of the soldiers' evil deaths, thereby placing God on their side. The clergy's call to internalise blame for personal sufferings certainly remained disputed amongst parishioners during the war. Also, the associated demand to visit the week-

---

[5] Z. B. Gunner Lind, Interpreting a Lost War. Danish Experiences 1625 to 1629, in: Franz Brendle, Anton Schindling (Hrsg.), Religionskriege im Alten Reich und in Alteuropa, Münster 2006, S. 487-510. The main synthesis remains Hans Leube, Die Reformideen in der deutschen Kirche zur Zeit der Orthodoxie, Leipzig 1924.

[6] Kaspar von Greyerz, Vorsehungsglaube und Kosmologie. Studien zu englischen Selbstzeugnissen des 17. Jahrhunderts, Göttingen u. a. 1990, S. 77.

ly prayer hour and abstain from acts of vigilante justice met notable dissent.

Yet these existing tensions seem to have receded in post-war retrospectives. Funeral sermons all presented the past sufferings of invidual believers as a nobilifying trial of faith rather than a punitive visitation of sins. Chronicles attest to a process of selection and amplification of the experiences that were consonant with the tenets. This helped to reinforce convictions that had been destabilised during or outright challenged by the war. The edifying meaning of prodigies like the famed comet from 1618 were thus fixed by retrospectives, whilst commemorative ceremonies after 1648 presented peace and the past war as events willed by God.

Strong convictions about divine interventions thus persisted in the face of a major „disruptive event",[7] due to selective cognition and ex-post rationalisation. Some parishioners certainly questioned the divine import of the sufferings experienced; a few even accused God of acting as a tyrant.[8] Yet the respectable householders who wrote the town chronicles examined here kept a safe distance to these views; blasphemy records offer a more promising source to study such dissent.[9] The very fact that the provocations were deemed blasphemous meant that they were marginalised and had only a limited societal effect in the long-term; atheism was still not a respectable alternative in the period examined here.

Pointing to the tenacity of strong convictions should by no means lead us to ignore the religious changes documented on an

---

7 Burkhardt, Der Dreißigjährige Krieg (wie Anm. 3).

8 Benigna von Krusenstjern, „Gott der allmechtig, der das weter fiehren kan, wohin er will." Gottesbild und Gottesverständnis in frühneuzeitlichen Chroniken, in: Wolfgang Behringer u. a. (Hrsg.)., Kulturelle Konsequenzen der „Kleinen Eiszeit", Göttingen 2005, S. 179-194, hier S. 183.

9 Francisca Loetz, Mit Gott handeln. Von den Zürcher Gotteslästerern der Frühen Neuzeit zu einer Kulturgeschichte des Religiösen, Göttingen 2002; Arthur Stögmann, Hoffet ihr noch auf Gott, ihr narrischen leutt? Blasphemie und klerikale Autorität in Niederösterreich (1647/1648), in: Andrea Griesebner u. a. (Hrsg.), Justiz und Gerechtigkeit. Historische Beiträge (16.-19. Jahrhundert), Innsbruck u. a. 2002, S. 169-198.

individual level.[10] The Thirty Years War did also affect collective forms of Lutheran religiosity: whilst prayer days grew in frequency and took on new forms, pious pipedreams about the 'reformation of manners' began to have an impact on the lives led by parishioners; theological controversies, in turn, undermined radical apocalyptic policy-making. At the present state of research it remains difficult to assess the representativity of the findings from Erfurt. By generating new hypotheses, the present case study should help to indicate fruitful avenues for further research.

[10] Howard Hotson, Paradise postponed. Johann Heinrich Alsted and the birth of Calvinist millenarianism, Dordrecht 2000; Hans Medick, Sondershausen als „Schindershausen". Selbstverortungen und Wahrnehmungshorizonte der Gewalt in Volckmar Happes *Chronicon Thuringiae* aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in: Andreas Bähr u. a. (Hrsg.)., Räume des Selbst. Selbstzeugnisforschung transkulturell, Köln u. a. 2007, S. 173-185.

Holger Th. Gräf und Lena Haunert

„Briefe von meinen Freunden, besonders aus America“ Die Korrespondenz des hessischen Kriegsrates Georg Ernst von Gilsa (1772-1784) – Editionsprojekt[1]

Im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1776-1783) kämpften etwa 20.000 hessische Soldaten als Subsidientruppen für Großbritannien. Die bisherige Quellenbasis für Forschungen zu diesem Themenfeld bildete in erster Linie das vergleichsweise umfangreiche Aktenmaterial der beteiligten Länder sowie die in ansehnlicher Anzahl überlieferten Regimentsjournale und Tagebücher von Offizieren. Hinzu kommen amtliche Relationen beziehungsweise Briefe an militärische Vorgesetzte oder an den Fürsten selbst. Bei diesen Quellen handelt es sich zum einen um offiziöse Dokumente, zum anderen um bewusst für die Nachwelt, oft wenig zeitnah niedergeschriebene „Selbstzeugnisse“. Privatbriefe von hessischen Soldaten sind nur in sehr geringer Zahl erhalten geblieben, da sie selten in die staatlichen Archive gelangten und infolgedessen häufig verloren gingen. Eine über die gesamte Dauer des Krieges laufende Privatkorrespondenz war bislang nicht bekannt. Vertrauliche Einblicke in den Kriegsalltag und die Kriegserlebnisse sowie die Wahrnehmungen des Gegners und des fremden Politik- und Gesellschaftssystems sind also rar. Jüngst wurde jedoch in dem privaten, unerschlossenen Familien- und Gutsarchiv des Geschlechts der von und zu Gilsa[2] in Gilsa (Schwalm-Eder-Kreis) ein Fund getätigt, der – angesichts der gegebenen Quellenlage – als einzigartig gelten muss.

---

[1] Das Projekt wird seit dem 1. April 2008 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert.

[2] Das Geschlecht der von Gilsa ist seit dem 13. Jahrhundert belegt. Es gehört zum hessischen Uradel und zur althessischen Ritterschaft. Bereits im 13. Jahrhundert erfolgte die Aufspaltung in mehrere Linien, die meist heute noch bestehen. Vertreter der Familie tauchen schon im Mittelalter wiederholt als hessische Amtmänner auf und ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vermehrt im Militärdienst.

Gefunden wurde eine Schreibmappe mit drei Bündeln, betitelt mit „Briefe von meinen Freunden, besonders aus America“. Die Mappe enthielt etwa 140 Briefe, die an den hessischen Kriegsrat Georg Ernst von Gilsa (1740-1798) gerichtet sind. Als Sohn des hessischen Generalleutnants Eitel Philipp Ludwig von Gilsa (1700-1765) trat dieser 1754 in den Militärdienst ein und diente im Siebenjährigen Krieg als Hauptmann und Adjutant seines Vaters, dem Befehlshaber der hessischen Truppen. In der Schlacht bei Vellinghausen (1761) verlor Georg Ernst von Gilsa seinen linken Arm, schied daraufhin aus dem aktiven Militärdienst aus und studierte Jura. Es folgte die Beförderung zum Obristen, hessischen Kriegsrat und ritterschaftlichen Obereinnehmer in Treysa.

Die aufgefundenen Briefe sind in weitgehend chronologischer Folge in drei Paquete aufgeteilt und gebunden. Sie stammen aus den Jahren 1772 bis 1784, wobei der Schwerpunkt in der Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges (1776-1783), namentlich den Jahren 1776 und 1777, liegt. Lediglich aus der Zeit von 1778 bis 1780 wurden leider keine Briefe gefunden. Vermutlich existierte einmal ein Paquet mit Briefen aus dieser Zeit, welches verloren ging. Von den 140 Briefen wurden etwa 50 Briefe aus Deutschland versendet und sieben aus England. Die übrigen Briefe stammen zu weiten Teilen vom nordamerikanischen Kriegsschauplatz. Sie umfassen zum größten Teil drei bis vier Seiten und werden teilweise durch Briefkopien oder Nachrichtenzettel ergänzt. Abgesehen von solchen Beilagen handelt es sich durchweg um Briefe von Freund zu Freund. Die Verbindungen zwischen den Autoren und dem Adressaten liefen sowohl über verwandtschaftliche Beziehungen und/oder die gemeinsame militärische Dienstzeit. Eine wichtige Rolle spielte in einigen Fällen wohl auch ein gemeinsames Engagement in Kassler Aufklärungsgesellschaften und Freimaurerlogen.

Insgesamt enthalten die Paquete Schreiben von rund 20 Personen, wobei jedoch die überwiegende Mehrheit der Briefe von einem engeren Verfasserkreis stammt. Besonders häufig schrieben Christian Friedrich von Urff, Johann Andreas Wiederhold und Johann

Ludwig Friedrich von Stamford an Georg Ernst von Gilsa.[3] Alle drei nahmen in hessen-kasselschen Diensten an der Amerikanischen Revolution teil.

Behandelt werden in den Briefen aus Amerika die unterschiedlichsten Themen. Das Spektrum reicht dabei von Darstellungen der militärischen Operationen bis zu Beschreibung von Land und Leuten. Zwar ähneln die „Gilsa-Briefe" darin durchaus bereits bekannten Berichten, doch finden sich in ihnen deutlich offenherzigere Schilderungen, und es wird etwa auch Kritik an militärischen Vorgesetzten geübt oder persönlichen Gefühlen Raum gegeben. Vor allem darf davon ausgegangen werden, dass, bei allen beachteten Regeln des damaligen Briefeschreibens, in den Briefen an Georg Ernst von Gilsa die Eindrücke der Autoren unvermittelter ihren Niederschlag fanden als in den meisten Regimentsjournalen und Tagebüchern. Bei der Frage nach der Authentizität der Informationen wird den Briefen somit eine eminente Bedeutung beizumessen sein – nicht zuletzt, weil sie in ein ganzes System von Parallelüberlieferungen eingebunden sind. In vielen Bereichen erweitern sie die darin enthaltenen Darstellungen und machen sie überprüfbar. Besonders glücklich ist der Zufall, dass mindestens zwei der Korrespondenten, Andreas Wiederhold und Friedrich W. von der Malsburg, während ihres Amerika-Einsatzes Tagebuch führten und ihre Aufzeichnungen erhalten sind.[4]

---

[3] Christian Friedrich von Urff (1744-1793) stammte aus der Gilsa eng benachbarten und verwandten Familie mit Sitz in Nieder-Urff. Er war Leutnant, später Hauptmann in der ersten Kompanie des Leib-Infanterie-Regimentes. Johann Andreas Wiederhold (1732/33-1803) diente im Siebenjährigen Krieg unter dem Vater des Adressaten im Infanterieregiment v. Gilsa. Nach Amerika ging er als Leutnant im Regiment von Knyphausen. Johann Ludwig Friedrich von Stamford (1738/39-1803?) diente ab 1764 als Stabskapitän ebenfalls im Infanterieregiment v. Gilsa und nahm als Kapitän des Leib-Infantrie-Regimentes an den amerikanischen Kämpfen teil.

[4] Das Tagebuch von F. W. von der Malsburg liegt im Original in New York. Wiederholds Tagebuch liegt in einer Abschrift in Kassel und in New York und wurde bereits 1901 publiziert: Marion D. Learned (Hrsg.), Tagebuch von Capt. Wiederholdt, in: Americana Germanica 4 (1901), S. 19-93.

Die größte Bedeutung als Parallelüberlieferung ist jedoch dem Tagebuch Georg Ernst von Gilsas selbst beizumessen, das im Familienbesitz erhalten geblieben ist und knapp 270 beschriebene Blätter umfasst. Die Aufzeichnungen beginnen mit seinem Eintritt in den Militärdienst 1754 und reichen bis in die 1790er Jahre. Obgleich Tagebücher seit Mitte des 18. Jahrhunderts eine gängige Kulturpraxis der höheren Stände waren und dementsprechend zahlreich vorliegen, ist dieses Tagebuch von seiner Laufzeit und seinem Inhalt – Kriegserlebnisse, Arbeit als Steuereinnehmer, Lebenswandel eines Landadligen u. a. m. – durchaus interessant. Seinen besonderen Wert für die Forschung über die Amerikanische Revolution erlangt es aber dadurch, dass der Verfasser über aus Amerika eingehende Briefe von hessischen Soldaten berichtet und diese teilweise sogar exzerpiert. Auch die Lücke in der gefundenen Korrespondenz von 1778 bis 1780 wird sich über diese Briefkopien bzw. Exzerpte zumindest überbrücken lassen.

Eine Edition dieses Fundes ist also für verschiedene Bereiche der Frühneuzeitforschung von großem Nutzen. Der Quellenfund ist in das Schnittfeld der folgenden vier, derzeit intensiv diskutierten Themenfelder zu platzieren:

a) Zunächst ist hier die Forschung zu der Beteiligung hessischer Truppen am Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg zu nennen. Neben einer Beschäftigung mit der Thematik aus genealogischem Interesse[5] erlangten die Schilderungen der hessischen Militärs im amerikanischen Geschichtsbild beträchtliche Bedeutung, weil sie traditionell, gleichsam ex negativo, als Mosaiksteine zur Konstruktion und Profilierung der frühen nordamerikanischen Selbstbilder und Identitäten dienten. Mit großem Aufwand wurde und wird das in den Vereinigten Staaten überlieferte Material gepflegt und teilweise in Übersetzung ediert.[6] Seit neuestem wird in der amerikani-

---

[5] Intensiv betreibt beispielsweise die „Johannes Schwalm Historical Association" Ahnenforschung mit Hilfe von Tagebüchern und Briefen hessischer Soldaten aus der Amerikanischen Revolution.

[6] Vgl. etwa Bernhard A. Uhlendorf (Hrsg.), The Siege of Charleston. With an Account of the Province of South Carolina: Diaries and Letters of Hessian Offi-

schen Historiographie stärker als zuvor herausgestellt, dass die Kontinentalarmee in der zweiten Kriegshälfte vor beträchtlichen Rekrutierungs- und Finanzierungsproblemen stand, die den Problemen europäischer Armeen der Zeit nicht unähnlich waren.[7] Infolgedessen erscheinen die amerikanischen Streitkräfte nicht mehr nur als Gegenbild zu den britisch geführten Truppen, sondern die Parallelen rücken ins Blickfeld der Forschung. Auch die hessischen Truppen gewinnen somit neue, andersartige Bedeutung für die Deutung des Amerikanischen Unabhängigkeitskriegs.

Die deutschsprachige Historiographie hat den hessischen Truppen in Amerika ebenfalls beträchtliche Aufmerksamkeit gewidmet. Dabei ging es keineswegs nur um im engeren Sinne militär- und operationsgeschichtliche Fragen. Vielmehr wurde, vor allem seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, heftig über die moralische Bewertung dieses vermeintlichen „Soldatenhandels" gestritten, die im allgemeinen Geschichtsbild bis heute fortwirkt.[8] Die Beurteilung reicht von seiner Qualifikation als Menschenschacher geldgieriger Fürsten bis zur Deutung als zeitüblicher Militärpolitik.[9] Außerdem wird die gegenseitige Wahrnehmung der Kriegsgegner themati-

---

cers, Ann Arbor 1938 sowie Joseph P. Tustin (Hrsg.), Diary of the American War. A Hessian Journal. Captain Johann Ewald. Field Jäger Corps, New Haven 1979.

7 Vgl. hierzu Ray Raphael, A People's History of the American Revolution: How common People shaped the Fight for Independence, New York 2001. Eine Ähnlichkeit zum europäischen Militär bestand etwa auch darin, dass auch bei der Kontinentalarmee häufig die Bemühungen fruchtlos blieben, die Loyalität der heterogen zusammengesetzten, oft aus rasch geworbenen „Kontraktsoldaten" bestehenden Truppen zu sichern; Vgl. dazu Robert K. Wright, „Nor is their standing army to be despised". The Emergence of the Continental army as a Military Institution, in: Ronald Hoffman, Peter J. Albert (Hrsg.), Arms and Independence. The Military Character of the American Revolution. Perspectives on the American Revolution, Charlottesville 1984, S. 50-74.

8 Zum Forschungsstand vgl. Inge Auerbach, Die Hessen in Amerika 1776-1783, Darmstadt u. a. 1996, S. 15-24. Zur älteren Debatte: Philipp Losch, Soldatenhandel. Mit einem Verzeichnis der Hessen-Kasselischen Subsidienverträge und einer Bibliographie, Kassel 1933.

9 Dazu Charles W. Ingrao, The Hessian Mercenary State. Ideas, Institutions, and Reform under Frederick II, 1760-1785, Cambridge 1987, S. 1-6.

siert.[10] Die nun aufgefundenen Briefe an Georg Ernst von Gilsa werden es in Zukunft ermöglichen, Selbst- und Fremdbilder sowie deren Veränderungen im Laufe des Krieges weitaus präziser als bisher zu analysieren.

b) Für das Editionsvorhaben relevant ist darüber hinaus die seit einigen Jahren anhaltende wissenschaftliche Beschäftigung mit Selbstzeugnissen.[11] Dabei ist eine lebhafte Diskussion über deren Aussagewert als historische Quelle entstanden. Von Historikern, die sich an erfahrungs-, mentalitäts- oder alltagsgeschichtlichen Ansätzen orientieren und eine eher mikrohistorische Perspektive einnehmen, wird der Wert von Autobiographien, Tagebüchern, Briefen, Vernehmungsprotokollen etc. in ihrer Subjektbezogenheit gesehen, *in der Vermittlung objektiver Gegebenheiten mit subjektiver Bewältigung.*[12] Gerade die jüngere, einem historisch-anthropologischen Ansatz verpflichtete Forschung betont die Bedeutung dieser Quellengruppen für die Rekonstruktion von Bewältigungsstrategien und kollektiven Einstellungen bestimmter sozialer Gruppen, Schichten oder Kulturen.[13] Dahinter steht nicht zuletzt das Bestreben, sich von dem herkömmlichen oder zumindest so eingeschätzten Zugang der politik- und diplomatiegeschichtlich ausgerichteten Staats-

---

[10] Etwa bei Auerbach, Die Hessen (wie Anm. 8), S. 235-316.

[11] Zum Begriff: Beninga von Krusenstjern, Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie 2 (1994), S. 462-471. In der neueren Forschung hat man den auf Jacob Presser zurückgehenden Begriff „Ego-Dokumente“ übernommen: Jacques Presser, Memoires als geschiedbron, in: Winkler Prins Encyclopedie, Bd. 8, Amsterdam u. a. 1958, S. 208-210; Vgl. dazu auch: Winfried Schulze, Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „Ego-Dokumente“, in: ders. (Hrsg.), Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996, S. 11-30, hier S. 14-17.

[12] Theodor Schulze, Autobiographie und Lebensgeschichte, in: Dieter Baacke, Theodor Schulze (Hrsg.), Aus Geschichte lernen, München 1979, S. 51-98, hier S. 53.

[13] Dazu Jan Peters, Wegweiser zum Innenleben? Möglichkeiten und Grenzen der Untersuchung popularer Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit, in: Historische Anthropologie 1 (1993), S. 235-249.

und Herrschaftsgeschichtsschreibung zu distanzieren.[14] In eben dieser Richtung lässt sich hingegen eine zweite, kritischere Position gegenüber dem geschichtswissenschaftlichen Wert autobiographischer Quellen ausmachen, die die Brauchbarkeit der Selbstzeugnisse als Quellen zur Tatsachenerkenntnis als zweifelhaft beurteilt.[15] Diese Diskussion wird anhand der zu edierenden Quellen weitergeführt werden müssen.[16] Die oben dargelegte, vergleichsweise hohe Quellendichte, die für das Editionsvorhaben zur Verfügung steht, lässt neue Einblicke in die Wahrnehmungs- und Erfahrungswelten während des Krieges erwarten.

c) Daneben berührt die Quellenedition das Diskussionsfeld um die „neue Militärgeschichte", die sich verstärkt ab den 1980er Jahren mit dem Militär als Sozialsystem und mit dessen vielfältigen Wechselbeziehungen mit Staat, Wirtschaft und Gesellschaft auseinandersetzt.[17] Zahlreiche Studien haben in den letzten Jahren intensiv etwa die Lebensbedingungen der Soldaten und ihrer Familien, das Disziplinieren der Männer auf der einen Seite sowie das komplizierte Gefüge von Loyalität und Patronage zwischen Offizieren

---

[14] Vgl. dazu die Podiumsdiskussion und einige der einschlägigen Referate auf der 3. Tagung der Arbeitsgemeinschaft „Frühe Neuzeit" in Essen vom 16.-18. September 1999.

[15] Eckart Henning, Selbstzeugnisse, in: Friedrich Beck, Eckart Henning (Hrsg.), Die archivalischen Quellen. Eine Einführung in ihre Benutzung, Weimar 1994, S. 107-114, hier S. 113.

[16] Vgl. hierzu mit hilfreichen Literaturhinweisen Harald Tersch, Österreichische Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (1400-1650), Wien u. a. 1998, hier S. 3-24; Beninga von Krusenstjern (Hrsg.), Selbstzeugnisse der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Berlin 1997, hier S. 9-26 sowie sehr instruktiv Brage Bei der Wieden (Hrsg.), Leben im 16. Jahrhundert. Lebenslauf und Lieder des Hauptmanns Georg Niege, Berlin 1996, S. 13-17. Besonders aktuell, hervorgegangen aus dem DFG-Projekt „Selbstzeugnisse in transkultureller Perspektive": Andreas Bähr u. a. (Hrsg.), Räume des Selbst. Selbstzeugnisforschung transkulturell, Köln 2007.

[17] Ralf Pröve (Hrsg.), Klio in Uniform? Probleme und Perspektiven einer modernen Militärgeschichte der Frühen Neuzeit, Köln 1997; ders., Dimension und Reichweite der Paradigmen „Sozialdisziplinierung" und „Militarisierung" im Heiligen Römischen Reich, in: Heinz Schilling (Hrsg.), Institutionen, Instrumente und Akteure sozialer Kontrolle und Disziplinierung im frühneuzeitlichen Europa, Frankfurt/ M. 1999, S. 65-85.

und einfachen Soldaten oder das Zusammengehörigkeitsgefühl der Männer untereinander auf der anderen Seite untersucht.[18] Wichtige Indikatoren bei der Beurteilung der Attraktivität des Soldatendienstes und der Akzeptanz des Berufes durch die Bevölkerung offenbaren Studien zum Problem der Desertion wie auch zur Anwerbungspraxis.[19] Dazu gehörte stets die Erschließung neuer bzw. die Inventarisierung bekannter Quellenbestände.[20]

d) Zusammengeführt werden die unter b) erwähnten erfahrungsgeschichtlichen Forschungsansätze und die unter c) genannte neue, multiperspektivische Militärgeschichte in dem neuen Forschungsfeld der neuzeitlichen Kriegserfahrungen. Vor allem die Forschungen im Rahmen des Tübinger SFB „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit" haben gezeigt, wie fruchtbar dieser Ansatz ist.[21] Die aufgefundenen Briefe an Georg Ernst von Gilsa stellen eine erstklassige Quelle zu Kriegserfahrungen dar.

Die „Gilsa-Briefe" sind somit ein einzigartiges Quellenmaterial. Sie gewähren individuelle Einblicke, die es erlauben werden, das in der

---

[18] Peter Burschel, Zur Sozialgeschichte innermilitärischer Disziplinierung im 16. und 17. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 42 (1994), S. 965-981.

[19] Vgl. Michael Sikora, Disziplin und Desertion. Strukturprobleme militärischer Organisation im 18. Jahrhundert, Berlin 1996; Ulrich Bröckling, Michael Sikora (Hrsg.), Armeen und ihre Deserteure. Vernachlässigte Kapitel einer Militärgeschichte der Neuzeit, Göttingen 1998; Ralf Pröve, Zum Verhältnis von Militär und Gesellschaft im Spiegel gewaltsamer Rekrutierungen (1648-1789), in: Zeitschrift für Historische Forschung 22 (1995), S. 191-223.

[20] Vgl. etwa das am Lehrstuhl für Militärgeschichte an der Universität Potsdam angesiedelte DFG-Projekt „Archivinventar Militär in der Gesellschaft". Dazu auch der Beitrag: Ralf Pröve, Cives ac Milites. Konzeption und Design des Militärinventars Brandenburg-Preußen im 18. Jahrhundert, S. 98-110 in diesem Heft.

[21] Vgl. Forschungsprogramm unter http://www.uni-tuebingen.de/SFB437/F.htm (zuletzt 15. 4. 2008); Nikolaus Buschmann, Horst Carl (Hrsg.), Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg, Paderborn 2001; Matthias Asche, Anton Schindling (Hrsg.), Das Strafgericht Gottes. Kriegserfahrung und Religion im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. Beiträge aus dem Tübinger Sonderforschungsbereich „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit", 2. Aufl., Münster 2002.

offiziösen Korrespondenz und den Tagebüchern gelieferte, und von der bisherigen Historiographie teilweise übernommene Bild vom Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, vom militärischen Gegner, von der amerikanischen Politik und Gesellschaft und nicht zuletzt von den Militärs selbst in mancherlei Hinsicht zu präzisieren, wenn nicht zu revidieren.

Eine wissenschaftliche Edition unter der Leitung von Dr. Holger Th. Gräf (Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde) und Prof. Dr. Christoph Kampmann (Universität Marburg) soll diesen Quellenfund der Forschung zugänglich machen und für die Zukunft sichern. Die Edition der Briefe und des Tagebuchs soll im Frühjahr 2010 gedruckt vorliegen.

Dierk Walter

Imperialkrieg: Asymmetrische, transkulturelle kleine Kriege im Dienste der Expansion und Konsolidierung der Weltherrschaft des Westens (1500-2000)[1]

Das Projekt will einen Kriegstypus beschreiben und verstehen, den man instinktiv zu kennen glaubt, und der doch schwer zu fassen und schlüssig abzugrenzen ist. Zu seinen Charakteristika gehören:

1. Die *strukturelle Ungleichartigkeit* der Gegner: Waffentechnische und personelle Machtmittel, Organisationsformen, Kriegsziele, Völkerrechtsstatus und für die Kriegführung relevantes Wissen beider Gegner sind in hohem Maße unterschiedlich.
2. Die wechselseitig *perzipierte Ungleichartigkeit* der Gegner: Die Kriegführenden entstammen unterschiedlichen Kulturkreisen, empfinden eine starke, oft essentielle kulturelle Distanz, erklären den Konflikt für existentiell und sprechen sich gegenseitig die Legitimität ab. Die Dichotomie Zivilisation – Barbarei spielt eine zentrale Rolle.
3. Die *Unmöglichkeit der klaren Abgrenzung von Krieg und Frieden*: Diese Kriege sind temporäre zeiträumliche Verdichtungen langandauernder, mitunter permanenter alltäglicher Gewaltsamkeit niedriger Intensität in einer Situation des dauerhaften Kulturkontakts und -konflikts, wie sie für Randzonen von Imperien typisch ist. Sie beginnen fast immer ohne Kriegserklärung, haben keinen klaren Anfang und kein eindeutiges Ende.
4. Die *Unmöglichkeit der klaren völkerrechtlichen Einordnung*: Diese Gewalthandlungen sind in einer Grauzone zwischen äußerem und innerem Konflikt angesiedelt. Durch temporäre Bündnisse über die Kulturengrenzen hinweg verschwimmen

[1] Forschungsprojekt am Arbeitsbereich Theorie und Geschichte der Gewalt des Hamburger Instituts für Sozialforschung.

im militärisch-geographischen wie im politischen Sinne die Fronten.

5. Die *Ausdehnung der Kriegführung* auf die gesamte feindliche Gesellschaft und ihre Ressourcen: Zivilisten, Siedlungen, Infrastruktur, Wirtschaft, Nahrungsquellen und symbolische Machtressourcen sind primäre Ziele kriegerischer Gewalt.
6. Die besondere *Brutalität und Regellosigkeit* der Kriegführung: Informelle oder kodifizierte Regelungen des europäischen Kriegsvölkerrechts oder vergleichbare Normen anderer Kulturkreise haben für diese Konflikte kaum Bedeutung.
7. Das gehäufte Auftreten im Rahmen des Globalphänomens der *Europäischen Expansion* (Reinhardt) bzw. des *Imperialismus*/ der Imperienbildung: Diese Kriege sind die Regelverlaufsform des gewaltsamen Aspekts der Expansion und Konsolidierung des europäisch bzw. westlich geprägten Weltsystems, wie es sich seit ca. 1500 herausgebildet hat.

Für diesen Typus des Krieges sind konkurrierende Beschreibungen im Umlauf, die sich streckenweise, aber keineswegs völlig überschneiden. Die Form der Kriegführung im engeren militärischen Sinne ist seit dem 18. Jahrhundert bekannt als *kleiner, Partisanen-* oder *Guerillakrieg*. Die strukturelle Ungleichartigkeit der Gegner geht am ehesten im modernen Nachfolgebegriff des *asymmetrischen Krieges* auf, den man allerdings (wie ich anderswo argumentiert habe[2]) als heuristisches Instrument besser einsetzen kann, wenn man ihn nicht zu monolithisch versteht, nach einzelnen Asymmetrien und Symmetrien anstatt nach *dem* asymmetrischen Krieg sucht. Der Kulturkonflikt, der auch die Brutalität der Kriegführung miterklärt, steht bei der Analyse als *transkultureller Krieg* im Mittelpunkt.[3] Die empirische Häufung solcher Kriege im Rahmen der Errichtung der

[2] Dierk Walters, Asymmetrien in Imperialkriegen. Ein Beitrag zum Verständnis der Zukunft des Krieges, in: Mittelweg 36 17/1, 2008, S. 14-52.

[3] Hans-Henning Kortüm (Hrsg.), Transcultural Wars from the Middle Ages to the 21st Century, Berlin 2006.

europäischen Kolonialreiche hat sich bisher vor allem in dem geläufigen Begriff des *Kolonialkriegs* niedergeschlagen.[4]

Der Nachteil dieser Wortwahl besteht allerdings in der unvermeidlich starken begrifflichen Bindung an das Phänomen und die Epoche der formellen europäischen Kolonialherrschaften in Übersee im 19. und 20. Jahrhundert. Ähnlich strukturierte Kriege, die in eine vergleichende Untersuchung einbezogen werden müssen, finden sich aber auch in der Etablierung informeller Vorherrschaft sowie während und nach der Auflösung der europäischen Kolonialreiche 1945-75 in großer Zahl. Daher scheint der Begriff des *Imperialkriegs* als Beschreibung m. E. angemessener. In Anlehnung an eine bekannte Imperialismusdefinition[5] verstehe ich für die Zwecke meines Projekts Imperialkrieg als den Einsatz physischer Gewalt zur Durchsetzung der Eingliederung oder der Aufrechterhaltung der Einbindung peripherer Gebiete in das westlich geprägte Weltsystem (in der Regel repräsentiert durch ein einzelnes westliches Imperium bzw. Kolonialreich). Ein Konflikt wird damit vor allem durch seine Funktion in diesem Erklärungszusammenhang zum Imperialkrieg.

Guerilla-, asymmetrische und transkulturelle Kriege gab und gibt es natürlich auch jenseits des Strukturphänomens und der Epoche der Europäischen Expansion. Der Fokus auf Imperialkriege erfasst also einen engeren Blickwinkel als diese konkurrierenden Beschreibungen des Phänomens, die sich ja übrigens auch untereinander nur partiell überschneiden; so finden sich symmetrische transkulturelle Kriege oder intrakulturelle Guerillakriege usw. Die Beschränkung des Untersuchungsgegenstandes auf kriegerische Konflikte im Dienste der Expansion des westlichen Weltsystems rechtfertigt sich durch die spezifische, enge Bündelung von Charakteristika, die sich gegenseitig überlagern und bedingen und nur die Kriege dieser

---

4 Thoralf Klein, Frank Schumacher (Hrsg.), Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus, Hamburg 2006.

5 John Gallagher, Ronald Robinson, Der Imperialismus des Freihandels, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), Imperialismus, 2. Aufl., Köln 1972, S. 183-200, hier S. 188.

historischen Konstellation in einer solchen Dichte kennzeichnen. So sind Brutalität und Regellosigkeit zwar für Guerillakriege überhaupt typisch, und transkulturelle Kriege implizieren oft zugleich strukturelle Ungleichartigkeit der Kriegführenden. Aber nur die transkulturellen, asymmetrischen kleinen Kriege im Dienste der Expansion und Konsolidierung des westlich geprägten Weltsystems setzen all diese Faktoren miteinander in Beziehung und versehen sie mit dem besonderen wirtschaftlichen, technischen, militärischen, politischen, kulturellen, ideologischen und rassistischen Impetus, der für den europäischen Imperialismus typisch ist.

Das international und diachron vergleichend angelegte Projekt sucht nach den verallgemeinerbaren, durch die Zeiten für diese Kriegsart typischen Charakteristika. Es will sie beschreiben und in ihrer wechselseitigen Bedingtheit analysieren. Gleichzeitig zielt das Projekt darauf ab, die Bedingungen des Auftretens dieser Charakteristika im Einzelnen, vor allem aber des Phänomens Imperialkrieg insgesamt, idealtypisch darzustellen. Empirische Studien gibt es in großer Zahl; eine vergleichende Typologie von Imperialkriegen im Gesamtkontext der Europäischen Expansion seit ca. 1500 aber fehlt.

Ähnlich wie die Imperialismusforschung überhaupt leidet auch die Analyse von Kolonial- bzw. Imperialkriegen bislang oft unter einer Verkürzung der Zeitperspektive auf das 19. und frühe 20. Jahrhundert. Die Einbeziehung der Frühen Neuzeit erscheint aber in zweifacher Hinsicht für die Aussagekraft des Projekts entscheidend. Einerseits haben die Europäer Konfliktmuster und Praktiken des Imperialkrieges in den Gewaltkonflikten an der Peripherie der Imperien seit dem 16. Jahrhundert erlernt. Die kulturellen Muster der Wahrnehmung des Anderen, die für die europäisch-überseeische Begegnung typisch geworden sind, haben sich Jahrhunderte vor dem „Scramble for Africa“ herausgebildet. Andererseits schützt die Ausdehnung der Zeitperspektive auf die Frühe Neuzeit auch davor, bestimmte Voraussetzungen wie ein massives Technologiegefälle, ein differenzielles Kriegsvölkerrecht oder einen voll ausgeformten sozialdarwinistischen Rassismus für konstitutiv für

das Konfliktmuster Imperialkrieg zu halten. Der Einbezug des 16. bis 18. Jahrhunderts rückt vielmehr die Emergenz solcher Konzepte und die Bedeutung wechselseitigen Lernens über Jahrhunderte für die Herausbildung der Grundcharakteristika des Imperialkrieges in den Vordergrund.

Ralf Pröve

Militär und Gesellschaft im Preußen des 18. Jahrhunderts. Vorstellung eines Forschungskonzepts[1]

Die Prozesse von Staatsbildung und Vergesellschaftung zählen zu den großen Themen und Kernbereichen der europäischen Frühneuzeitforschung.

Diese grundlegenden, europaweit zu beobachtenden Basisprozesse sind insbesondere für das 18. Jahrhundert, dem Übergangssäkulum von Alteuropa zur industriellen Moderne, an ganz verschiedenen Phänomenen und Erkenntnissen beschrieben worden. Lange Zeit hat sich die Forschung orientiert an den verfassungsrechtlich-normativen Entwicklungen, den Ansprüchen und Selbstdarstellungen der einflussreichen, ja geradezu stilbildenden Regenten wie Ludwig XIV. von Frankreich oder Friedrich II. von Preußen. Sie hat auf diese Weise zumeist aus deren Perspektive, aus dem Blickwinkel der Fürsten, Minister und Generäle die Gesamtentwicklung gleichsam ‚von oben', als stringente und nur in eine Richtung verlaufende Bemühungen betrachtet; Anspruch und Wirklichkeit wurden dabei zu sehr aufeinander bezogen.[2] In der Epochenbezeichnung ‚Absolutismus' spiegelte sich das in vielen europäischen Ländern über Jahrzehnte hinweg liebgewonnene Interpretationsschema, das zu einer regelrechten Metaerzählung ausgeweitet wurde, wider.[3]

---

1 Folgender Text stellt die stark gekürzte und leicht veränderte Version eines Abschnittes aus einem DFG-Antrag dar. Dieser Antrag wurde von Bernhard R. Kroener, Wolfgang Neugebauer, Jürgen Kloosterhuis und mir gestellt.

2 Darauf wurde gerade jüngst verstärkt hingewiesen. Vgl. dazu die Sammelbände von Ronald G. Asch, Dagmar Freist (Hrsg.), Staatsbildung als kultureller Prozess. Strukturwandel und Legitimation von Herrschaft in der Frühen Neuzeit, Köln 2005; Stefan Brakensiek, Heide Wunder (Hrsg.), Ergebene Diener ihrer Herren? Herrschaftsvermittlung im alten Europa, Köln 2005 oder Markus Meumann, Ralf Pröve (Hrsg.), Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Umrisse eines dynamisch-kommunikativen Prozesses, Münster 2004.

3 Zu Entstehung, Gebrauch und Problematisierung des Absolutismusbegriffs vgl. Markus Meumann, Ralf Pröve, Die Faszination des Staates und die historische Praxis. Zur Beschreibung von Herrschaftsbeziehungen jenseits teleologischer und dualistischer Begriffsbildungen, in: dies. (Hrsg.), Herrschaft in der Frühen

Insbesondere in Deutschland, partiell aber auch in Großbritannien und in Frankreich, hatten sich zudem mit den Interpretamenten ‚Sozialdisziplinierung'[4] und ‚Konfessionalisierung'[5] gleichsam noch die sozial- und religionsgeschichtlichen Ableitungen des ‚Absolutismus' etabliert. Beiden Strukturansätzen gemeinsam war die Vorstellung von einer ‚von oben' ausgehenden, sich ‚nach unten' fort-

---

Neuzeit. Umrisse eines dynamisch-kommunikativen Prozesses, Münster 2004, S. 11-49, bes. S. 23-32; Heinz Duchhardt, Die Absolutismusdebatte – eine Antipolemik, in: Historische Zeitschrift 275 (2002), S. 323-331, ders., Absolutismus – Abschied von einem Epochenbegriff, in: Historische Zeitschrift 258 (1994), S. 113-123. Die Grenzen des Absolutismuskonzeptes loten etwa aus Richard Bonney, The limits of absolutism in ancien régime France, Aldershot 1995; sowie noch etwas zögerlich Petr Mata, Thomas Winkelbauer (Hrsg.), Die Habsburgermonarchie 1620 bis 1740. Leistungen und Grenzen des Absolutismusparadigmas, Stuttgart 2006.

4 Vgl. Gerhard Oestreich, Strukturprobleme des europäischen Absolutismus (1969), in: ders., Geist und Gestalt des frühmodernen Staates. Ausgewählte Aufsätze, Berlin 1969, S. 179-197; sowie Winfried Schulze, Gerhard Oestreichs Begriff „Sozialdisziplinierung in der frühen Neuzeit", in: Zeitschrift für historische Forschung 14 (1987), S. 265-302. Vgl. zu den Entstehungsbedingungen dieser Vorstellung Gerhard Schuck, Theorien moderner Vergesellschaftung in den historischen Wissenschaften um 1900. Zum Entstehungszusammenhang des Sozialdisziplinierungskonzeptes im Kontext der Krisenerfahrungen der Moderne, in: Historische Zeitschrift 268 (1999), S. 35-59. Den ontologischen Charakter der „Sozialdisziplinierung", hinter der Oestreich letztlich ganz im Sinne des Historismus ein „politisches Wollen" walten sah, unterstreicht Winfried Freitag, Mißverständnis eines ‚Konzepts'. Zu Gerhard Oestreichs ‚Fundamentalprozeß' der Sozialdisziplinierung, in: Zeitschrift für historische Forschung 28 (2001), S. 513-538.

5 Vgl. jetzt auch die Beiträge in Kaspar von Greyerz u. a. (Hrsg.), Interkonfessionalität, Transkonfessionalität, binnenkonfessionelle Pluralität. Neue Forschungen zur Konfessionalisierungsthese, Heidelberg 2003. Mittlerweile ist gelegentlich von einem Andauern der „Konfessionalisierung" bis ins 19. Jahrhundert hinein bzw. von einer „Zweiten Konfessionalisierung" die Rede. Vgl. generell den wichtigen Aufsatz von Anton Schindling, Konfessionalisierung und Grenzen von Konfessionalisierbarkeit, in: ders. (Hrsg.), Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500-1650. Bd. 7: Bilanz – Forschungsperspektiven – Register, Münster 1997, S. 9-44. Zum Verhältnis von Strukturgeschichte und Konfessionalisierung und damit zum Etatismus-Problem dieses Konzeptes Heinrich Richard Schmidt, Sozialdisziplinierung? Ein Plädoyer für das Ende des Etatismus in der Konfessionalisierungsforschung, in: Historische Zeitschrift 265 (1997), S. 639-682.

und durchsetzenden Disziplinierung, die die Vereinheitlichung im sozialen, kulturellen, religiösen und wirtschaftlichen Handeln der Menschen bewirken sollte. Speziell für den deutschsprachigen Raum kam mit der These von der Militarisierung der preußisch-deutschen Gesellschaft im 18. Jahrhundert eine weitere, freilich außerordentlich einflussreiche Nuance hinzu.[6]

Trotz immer wieder vorgebrachter Kritik an dem Modell und seinen Ableitungen, trotz alternativer Epochenbezeichnungen, schreckte doch erst ein schmaler Band, den der englische Geschichtslehrer Nicholas Henshall 1992 publizierte, die universitäre Frühneuzeitforschung auf.[7] Seitdem wird, je nach Land in unterschiedlicher Intensität, um die Differenzierung des Absolutismusbegriffs gerungen. Die Kritiker verweisen auf Grenzen bei der Umsetzung des fürstlichen Regelungswillens, entdecken Freiräume und Handlungsspielräume der Untertanen, beleuchten Herrschaftspraktiken längst nicht mehr eindimensional und als Vollzugsvorgang, sondern als Aushandlungsprozess zwischen Obrigkeit und Untertan, als kommunikativen, multipolaren und interaktiven Akt.[8]

---

[6] Zur Entwicklung von „Militarisierung" als Quellen- wie als Forschungsbegriff im 19. Jahrhundert vgl. Ralf Pröve, Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, München 2006, bes. S. 91-94. Speziell für das 18. Jahrhundert Peter H. Wilson, Social Militarization in Eighteenth-Century Germany, in: German History 18 (2000), S. 1-39.

[7] Nicholas Henshall, The Myth of Absolutism. Change and Continuity in Early Modern European Monarchy, London 1992. Als unmittelbare Reaktion zu diesem Buch vgl. Ronald G. Asch, Heinz Duchhardt (Hrsg.), Der Absolutismus – ein Mythos? Strukturwandel monarchischer Herrschaft, Köln 1996.

[8] Zur Vorstellung von Herrschaft als soziale Praxis vgl. Alf Lüdtke, Einleitung: Herrschaft als soziale Praxis, in: ders. (Hrsg.), Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien, Göttingen 1991, S. 9-6. Auf den kommmunikativen Aspekt und den Aushandlungscharakter von Herrschaft verweist etwa Martin Dinges, Aushandeln von Armut in der Frühen Neuzeit: Selbsthilfepotential, Bürgervorstellungen und Verwaltungslogiken, in: Werkstatt Geschichte 10 (1995), S. 7-15. Mit Konzepten wie „Eigen-Sinn" oder „Resistenz" wird die damit korrespondierende Widerständigkeit der Untertanen zu fassen gesucht. Vgl. dazu Alf Lüdtke, Geschichte und Eigensinn, in: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Münster 1994, S. 139-153. Zum Spannungsverhältnis vom Norm und Umsetzung auch Achim Landwehr, „Normdurchsetzung" in der Frühen Neuzeit? Kri-

Überhaupt hat die kulturgeschichtliche Wende in der Geschichtswissenschaft mittlerweile Herrschaftstechniken differenzierter beurteilt und viele Prozesse und Vorgänge neu gewichtet.[9]

Die Debatten um die Staatsbildung eröffneten auf dem Feld der Militärgeschichtsforschung eine intensive Diskussion, die in dem Begriff der *military revolution* kulminierte; darunter wurden in erster Linie die Wechselwirkungen von Staatsbildung und Heerwesen verstanden.[10] Die Wandlungen des Krieges und die Anforderungen an immer größere, professionellere Truppen hätten einen Entwicklungsschub zur Staatsbildung nach sich gezogen. Begriff und Gegenstand wurden in den letzten Jahren immer wieder neuen Überprüfungen unterzogen oder mit Variationen bedacht, im Grundsatz aber nicht in Frage gestellt.

Ohne zunächst auf die grundsätzlichen Diskussionen einzugehen und Position zu beziehen, so gilt es doch festzuhalten, dass dem Militär in diesen weitgreifenden Prozessen in der Tat fundamentale Bedeutung zukam:

Schließlich wurde mit Blick auf Preußen-Deutschland die militarisierende Funktion des Militärs diskutiert. Otto Büsch hatte in seiner 1952 verfassten und 1962 publizierten Arbeit „Militärsystem und Sozialleben im alten Preußen 1713-1807“ Gesellschaft und

---

tik eines Begriffs, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 48 (2000), S. 146-162.

9 Vgl. zu den methodischen Konsequenzen einer Anwendung kulturgeschichtlicher Ideen Thomas Welskopp, Die Dualität von Struktur und Handeln. Anthony Giddens' Strukturierungstheorie als „praxeologischer“ Ansatz in der Geschichtswissenschaft, in: Andreas Suter (Hrsg.), Struktur und Ereignis, Göttingen 2001, S. 99-119. Zur Übertragung kulturwissenschaftlicher Ansätze auf die politische Praxis der frühen Neuzeit vgl. Barbara Stollberg-Rilinger (Hrsg.), Politisch-soziale Praxis und symbolische Kultur der landständischen Verfassungen im westfälischen Raum, Münster 2003. Kulturtechniken von Herrschaft beschreiben Ralf Pröve, Norbert Winnige (Hrsg.), Wissen ist Macht. Herrschaft und Kommunikation in Brandenburg-Preußen, 1600-1850, Berlin 2001.

10 Zur Entstehung dieses Begriffs und dessen Variationsbreiten, die vor allem in der angloamerikanischen Forschungslandschaft breit diskutiert wurden, vgl. Clifford Rogers (Hrsg.), The Military Revolution Debate. Readings on the Military Transformation of Early Modern Europe, Boulder 1995.

Militärsystem in Preußen gleichgesetzt.[11] Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildete die Entwicklung der Kantonsverfassung von 1733, nach der jedem Regiment ein bestimmter Bezirk zur Rekrutierung zugestanden und ein großer Teil der männlichen Bevölkerung zum Militärdienst verpflichtet worden war. Es habe damit, so Büsch, eine alle Bereiche erfassende fundamentale Militarisierung von Gesellschaft, Staat und Wirtschaft eingesetzt, die in der Person des preußischen Junkers in seiner Doppelfunktion als Offizier und Gutsbesitzer gleichsam unmittelbar fassbar wurde. Das Militär sei somit der entscheidende „stabilisierende Faktor für die ständisch-monarchische Gesellschafts- und Sozialordnung" gewesen.

Im Zuge der Sonderwegsthese wurden diese Vorstellungen zugespitzt und fanden Eingang in die allgemeine Geschichtswissenschaft. Trotz Kritik und vieler Bedenken, trotz der inzwischen historisierten Interpretation von Büsch,[12] und unbeschadet der Tatsache, dass lediglich normative Quellen herangezogen worden waren, haben diese Interpretationsmuster eine erstaunliche Langzeitwirkung offenbart und sich bis heute hartnäckig gehalten.[13]

Eine grundlegende Aufgabe für die Frühneuzeitforschung besteht in der notwendigen Differenzierung des Begriffs ‚Militär' in einen Quellen- und einen Forschungsbegriff. Viele Historiker gehen stillschweigend von der Figuration des Militärs im 19. und 20. Jahrhundert aus und transferieren somit eine spezifisch moderne Ver-

---

[11] Otto Büsch, Militärsystem und Sozialleben im Alten Preußen 1713-1807. Die Anfänge der sozialen Militarisierung der preußisch-deutschen Gesellschaft, Berlin 1962. Es ist vor diesem Hintergrund bedauerlich, dass erst vor kurzem eine unkommentierte Version dieser Publikation ins Englische übersetzt worden ist.

[12] Vgl. etwa Wolfgang Neugebauer, Staatsverfassung und Heeresverfassung in Preußen während des 18. Jahrhunderts, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 13 (2003), S. 83-102.

[13] So konnte beispielsweise noch im Jahre 2000 im Handbuch der preußischen Geschichte diese Version verbreitet werden. Vgl. Manfred Messerschmidt, Das preußische Militärwesen, in: Wolfgang Neugebauer (Hrsg.): Handbuch der Preußischen Geschichte. Band 3: Vom Kaiserreich zum 20. Jahrhundert und Große Themen der Geschichte Preußens, Berlin 2000, S. 319-546.

sion in die Vergangenheit des 18. Jahrhunderts. Dabei belegen viele Indizien, dass die frühneuzeitliche Großgruppe Militär (sowohl realhistorisch als auch in der Wahrnehmung der Zeitgenossen) in ganz anderen Zusammenhängen auftrat und sich dementsprechend die Wechselwirkungen etwa zur Gesellschaft weitaus komplexer gestalteten. Daher soll in programmatischer Perspektive mit dem Projekttitel „Militär in der Gesellschaft" auf diese eigentümliche, beinahe symbiotisch zu bezeichnende Beziehung mit ihren vielfältigen Verschränkungen verwiesen werden.

Seit Beginn der 1990er Jahre konnte vor allem die Neue, in Deutschland und anderen europäischen Ländern sich ausbildende Militärgeschichte Präsenz und Rolle des Militärs in den Prozessen von Staatsbildung und Vergesellschaftung präziser beleuchten.[14]

Während diese Entwicklung weiter voranschreitet und die Militärgesellschaft mit ihren spezifischen Lebenswelten[15] und Milieubedingungen sowie die Wechselwirkungen des Militärs zu Gesellschaft, Kultur, Herrschaft und Ökonomie Region um Region, Land um Land in Europa ausgelotet werden, bleibt die Erforschung dieser Phänomene in Bezug auf die Verhältnisse in Preußen weiterhin defizitär. Gerade das militärische Segment wurde aus hier nicht darzulegenden Gründen von der durch die „Staatswissenschaften" inspirierten preußischen Forschung ausgespart.[16]

---

[14] Vgl. dazu etwa Jutta Nowosadtko, Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte, Stuttgart 2002; Bernhard R. Kroener, Vom „extraordinari Kriegsvolck" zum „miles perpetuus". Zur Rolle der bewaffneten Macht in der europäischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit. Ein Forschungs- und Literaturbericht, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 43 (1988), S. 141-188; oder Ralf Pröve, Vom Schmuddelkind zur anerkannten Subdisziplin? Die „neue Militärgeschichte" der Frühen Neuzeit. Perspektiven, Entwicklungen, Probleme, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 51 (2000), S. 597-612.

[15] Vgl. zum Konzept der ‚Lebenswelt' Rudolf Vierhaus, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung, in: ders., Roger Chartier (Hrsg.), Wege zu einer neuen Kulturgeschichte, Göttingen 1995, S. 7-28, hier S. 9.

[16] Vgl. hierzu etwa David F. Lindenfeld, The practical imagination. The German sciences of state in the nineteenth century, Chicago 1997.

Das Vorhaben beabsichtigt einen Beitrag zur Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit am Beispiel des Militärs im Preußen des 18. Jahrhunderts zu leisten. Die moderne Militärgeschichte als historische Teildisziplin bietet in vielfacher Hinsicht einen exemplarischen Zugang für aktuelle Forschungsansätze der Geschichtswissenschaft. Basierend auf dem DFG-finanzierten sachthematischen Inventar „Ersatzüberlieferung des Brandenburg-Preußischen Heeresarchivs“[17], soll die im Gefolge von Aufbau und Präsenz Stehender Truppen ausgelösten Wandlungen auf Herrschaft, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur Brandenburg-Preußens bestimmt werden. Damit wird der besonderen Allgegenwart des Militärs Rechnung getragen, die nicht nur in Brandenburg-Preußen, sondern in ganz Europa für das 18. Jahrhundert gleichsam zum Signum der Epoche geraten ist. Das aus sechs Teilprojekten bestehende Gesamtvorhaben untersucht jene Staatsbildungs- und Vergesellschaftungsprozesse, die durch das Militär als Institution und die Militärbevölkerung als soziale Großgruppe initiiert und beeinflusst worden sind. In diesem Zusammenhang bildeten sich Netzwerke und Patronagesysteme, Nischengesellschaften, alternative Religionsgemeinschaften und soziale Submilieus aus, in denen sich das Militär als selbstverständlicher Bestandteil der Alltagspraxis erwies. Diese Untersuchung der eigentümlichen Verschränkung von Militär und Gesellschaft wird somit auch die erstmals aktengestützte Überprüfung der gerade in Deutschland so intensiv diskutierten Militarisierungs- und Sonderwegsthese ermöglichen.

Die einzelnen Teilprojekte setzen unmittelbar am Rahmenthema an und greifen jeweils ein konstitutives Segment des Gesamtvorhabens auf. Die Wahl der Projektthemen folgt dabei forschungsstrategischen Überlegungen. So werden erstens Orte und Funktionsmechanismen von Herrschaft untersucht, die von der militärischen Sphäre bedient oder induziert worden sind, also Handlungsfelder umfassen, in denen das Militär (bzw. einzelne Militärangehörige) entweder als Agent von Herrschaft und Staatsbildung auftrat, oder aber selbst zum Ziel, zum Objekt obrigkeit-

[17] Siehe dazu mein Beitrag in dieser Ausgabe.

licher Normierungsversuche geriet. Zumeist vollziehen sich solche Prozesse nicht linear oder gegenläufig, sondern in einem wechselseitig sich bedingenden und miteinander verschränkten Verlauf. Zweitens werden jene spezifischen Submilieus ausgeleuchtet, die sich infolge der engen und eigentümlichen räumlichen wie sozialen Vermischung von Militärbevölkerung und restlicher Gesellschaft bilden und die letztlich auch als Scharnier zwischen beiden vermeintlich strikt getrennten Welten fungieren. Vor dem Hintergrund der eingangs aufgeworfenen grundlegenden Fragestellungen und methodischen Überlegungen, also der Indizierung und Auslotung von Staatsbildung und Vergesellschaftung, die in Wechselwirkung mit der Präsenz von Militär verliefen, werden entsprechend Freiräume, Nischengesellschaften, Alltagsroutinen und individuelle wie kollektive Handlungsalternativen und Werthaltungen aufgezeigt.

Erstens werden **Kulturen von Herrschaftstechnik** untersucht:

- Sanktionspraxis und Verfolgung von abweichendem Verhalten
- Einbindung der Soldaten über religiöse Deutungsmuster und damit die obrigkeitliche Instrumentalisierung des Faktors Religion
- Gehorsamseinforderung durch Leistungsbezug am Beispiel der Invalidenansiedlungen
- Generierung einer besonderen Loyalität der adligen Offiziere zum Thron
- Modi der Ressourcenextraktion
- Beschaffung und Verarbeitung von Informationen.

Zweitens werden die **Grenzen von Normierungsansprüchen** aufgedeckt:

- soziale Devianz und alltägliche Widersetzlichkeit der Militärbevölkerung

- religiöse Abweichungen und Eigenmächtigkeiten der Soldaten
- Rivalitäten und Kompetenzüberschneidungen zwischen Ortsobrigkeiten und militärischen Dienststellen
- Netzwerke und Eigen-Sinn im Offizierkorps
- Begrenzung der Finanzierungs- und Informationspotentiale.

Drittens werden **Lebensbedingungen und Alltag in zivil-militärischen Submilieus** erforscht:

- klandestine Nischengruppen
- Religiöse Mischgemeinschaften
- Invaliden- und Ansiedlungs- bzw. Kolonistengemeinschaften

Insgesamt handelt es sich um sechs Projekte. Die bereits angelaufenen Vorhaben von Markus Hien und Carmen Winkel werden in diesem Heft detailliert vorgestellt, die Projektvorstellungen von Angela Strauß (Militär und Religion) und Janine Rischke (Militär und Kriminalität) werden in einem der nächsten Hefte publiziert. Inwieweit die Projekte von Alexander Hamann (Militär und Finanzen) und Conrad Ehrlich (Militär und Informationsbeschaffung) voran getrieben werden können, muss zurzeit offen bleiben.

Carmen Winkel

Offiziere des Königs? Adlige Netzwerke und Patronage im preußischen Offizierkorps 1713-1806[1] (Dissertationsprojekt)

Die Beschäftigung mit der militärischen Elite, also dem Offizierkorps, gehört bis heute zu den Kernthemen der Militärgeschichtsforschung. Insbesondere die preußischen Offiziere unter der Herrschaft Friedrich Wilhelms I. (des Soldatenkönigs) und Friedrichs II. (des Großen) erfreuten sich in der Forschung lange einer großen Beliebtheit.

Immer wieder wird in diesem Zusammenhang die erfolgreiche Einbindung des brandenburgisch-preußischen Adels in die Armee als alleiniges Werk der „absoluten" Monarchen gefeiert. Richtig ist, dass es im Verlauf des 18. Jahrhunderts zu einer zunehmenden „Nationalisierung" des Offizierkorps gekommen ist. Friedrich II. gelang es, die Zahl der im Ausland dienenden Adligen zu verringern und diese vermehrt für den Dienst in der preußischen Armee zu gewinnen. Allerdings war die verstärkte Bindung des heimischen Adels an die Armee, und damit an den Fürsten, kein genuin preußisches Phänomen, sondern lässt sich auch für andere europäische Länder nachweisen, so beispielsweise für die Armeen Österreichs und Dänemarks.

Trotzdem galt Preußen lange Zeit als Paradebeispiel für diese Entwicklungen. Die preußischen Offiziere galten als „monarchisiert" und „diszipliniert".

---

[1] Das Projekt wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert, die Betreuung meiner Arbeit hat Prof. Dr. Ralf Pröve übernommen.

Mit den Methoden der Netzwerk- und Patronageforschung[2] soll die Beziehung der adligen Offiziere zum König und ihre Rolle für den Prozess der Herrschaftsverdichtung und Staatsbildung untersucht werden. Neuere Untersuchungen haben gezeigt, dass die frühneuzeitlichen Fürsten auf die Mitwirkung der lokalen Eliten in Hof und Verwaltung angewiesen waren.[3] Die Frage, wie die Monarchen beim Aufbau der Armee auf familiäre Netzwerke und traditionelle Klientel- und Patronagebeziehungen zurückgriffen, soll dabei im Mittelpunkt der Arbeit stehen.

Ein Blick auf die binnensoziologischen Verhältnisse der europäischen Armeen des späten 17. und des 18. Jahrhunderts zeigt, dass soziale Netzwerke sowie Patronage- und Klientelbeziehungen bei der Besetzung der Offizierschargen eine bedeutende Rolle spielten.[4] In Deutschland blieb die Vorstellung des vom „absoluten" Monarchen „domestizierten" und „disziplinierten" adligen Offiziers in der Forschung bis weit in das 20. Jahrhundert hinein wirksam. Ausgehend von der Ersetzung des Absolutismusbegriffes

---

[2] Eine Patron-Klient-Beziehung ist immer eine dyadisch, d. h. eine auf zwei Personen begrenzte Beziehung, die durch Dauerhaftigkeit und gegenseitige Verpflichtung gekennzeichnet ist, vgl. allgemein dazu: Heiko Droste, Patronage in der Frühen Neuzeit – Institution und Kulturform, in: Zeitschrift für Historische Forschung 30 (2003), S. 555-590, hier S. 565. Diese Patron-Klient-Beziehungen sollen mit dem aus den Sozialwissenschaften stammenden Netzwerkkonzept unersucht werden. Zur Netzwerkforschung und Definition vgl. Antoni Maczak (Hrsg.), Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit, München 1988. Heiner Keupp, Soziale Netzwerke. Eine Metapher des gesellschaftlichen Umbruchs?, in: ders. (Hrsg.), Soziale Netzwerke, Frankfurt/ M. 1987, S. 11-54; Arne Karsten, Hillard von Thiessen (Hrsg.), Nützliche Netwerke und korrupte Seilschaften, Göttingen 2006.

[3] Ronald G. Asch, Nobilities in Transition 1550-1700. Courtiers and Rebels in Britain and Europe, London 2003, S. 1-8.

[4] Vgl. Für die österreichische Armee: Michael Hochedlinger, Mars Ennobled. The Ascent of the Military and the Creation of a Military Nobility in Mid-Eighteen Century Austria, in: German History 17 (1999), S. 141-177, hier S. 148 f. Für Skandinavien vgl.: Gunnar Lind, Military and Absolutism, The Army Officers of Denmark-Norway as a Social Group and Political Factor, 1660-1848, in: Scandinavian Journal History 12 (1987), S. 221-243. Für das französische Beispiel: David Parrot, Richelieu's Army. War, Government and Society in France, 1624-1642, Cambridge 2001.

durch ein Herrschaftsverständnis, das multipolar und dynamisch geprägt ist, wird auch die Beziehung des Monarchen zu „seinen" adligen Offizieren neu zu hinterfragen sein.[5] Das Projekt will stärker die Wechselseitigkeit der genannten Beziehung beleuchten. Zeigte sich doch in neueren Untersuchungen, dass die Offiziere den König durchaus auch für ihre Interessen zu gewinnen versuchten, so beispielsweise in Lehns-, Finanz- und Besitzfragen.[6]

Da die Erhebung eines umfassenden Netzwerkes, das alle direkten und indirekten Beziehungen einer Person oder eines Personenkreises betrifft, auf Grund seiner Komplexität unmöglich ist, werden nur partiale Netzwerke untersucht.[7] Im vorliegenden Fall werden persönliche Netzwerke zwischen den adligen Offizieren rekonstruiert. Dabei interessiert nicht nur die Struktur, in der die sozialen und verwandtschaftlichen Beziehungen der Personen untereinander von Bedeutung sind, sondern auch der Inhalt des Netzwerkes, der bestimmt wird durch die Ressourcen, die im Netzwerk transportiert werden: Informationen sowie materielle und immaterielle Hilfen für die militärische Karriere.[8]

Für die Arbeit soll das zahlreich vorhandene Aktenmaterial des preußischen Zivilkabinett ausgewertet werden, das den Schriftwechsel zwischen den adligen Offizieren und dem König enthält. Jedes Jahr wandten sich Hunderte von Offizieren mit Suppliken an den König, um auf diesem Wege die unterschiedlichsten Gesuche vorzubringen (Beförderungswünsche, Versetzungsgesuche, Bitten

---

5 Vgl. Alf Lüdtke, Einleitung. Herrschaft als soziale Praxis, in: ders. (Hrsg.), Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozialanthropologische Studien, Göttingen 1991, S. 9-63; Markus Meumann, Ralf Pröve, Die Faszination des Staates und die historische Praxis. Zur Beschreibung von Herrschaftsbeziehungen jenseits teleologischer und dualistischer Begriffsbildungen, in: dies. (Hrsg.), Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Umrisse eines dynamisch-kommunikativen Prozesses, Münster 2004, S. 11-49.

6 Dazu allgemein: Frank Göse, Rittergut-Garnison-Residenz. Studien zur Sozialstruktur und politischen Wirksamkeit des brandenburgischen Adels 1648-1763, Berlin 2005.

7 Droste, Patronage (wie Anm. 2), S. 25.

8 Vgl. ebd.

um finanzielle Unterstützung, Erlaubnis für Eheschließungen, Pensionierungswünsche, Gnadengesuche etc.)

Bittschriften sind von der frühneuzeitlichen Forschung in den letzten Jahren vermehrt ausgewertet worden, die Militärgeschichte hat sich dieser Quellengattung allerdings bisher kaum zugewandt.[9] Dabei stellten Bittschriften in der Beziehung zwischen Obrigkeit und Untertanen das wichtigste Kommunikationsmittel dar[10] und können somit Aufschlüsse über die Beziehung zwischen adligen Offizieren und König geben. Darüber hinaus sollen ausgewählte adlige Familienarchive untersucht werden.

Zentral für das Verhältnis zwischen adligen Offizieren und dem Monarchen ist die Zugehörigkeit der Offiziere zur militärischen Elite und zur Adelsgesellschaft, die eine Untersuchung auf der innenpolitischen, binnenmilitärischen und außenpolitischen Ebene erfordert.

1. Die innenpolitische Ebene

Auf der innenpolitischen Ebene soll die Frage nach der sozialen Praxis der Monarchisierung des Heeres als Zentralisation landesherrlicher Gewalt untersucht werden.[11]

Der Aufbau neuer administrativer Strukturen und den damit verbundenen Aufstieg von nicht-preußischen Adligen in hohe Positionen am Hof und in der Armee hatte fundamentale Auswir-

---

[9] Eine Ausnahme bildet hier Markus Meumann, Kriegsfolgen und militärische Lasten als Konfliktpersonal im 17. Jahrhundert: Bilanz der Forschung und Ansätze zu einer Typologie des Widerspruchs, in: Werner Freitag (Hrsg.), Politische, soziale und kulturelle Konflikte in der Geschichte von Sachsen-Anhalt, Halle 1999. Zu den Bittschriften allgemein der Sammelband: Cecilia Nubola, Andreas Würgler (Hrsg.), Bittschriften und Gravamina. Politik. Verwaltung und Justiz in Europa (14.-18. Jahrhundert), Berlin 2005.

[10] Vgl. Cecilia Nubola, Andreas Würgler, Einführung, in: Nubola, Bittschriften (wie Anm. 9), S. 7.

[11] Vgl. Peter Michael Hahn, Aristokratisierung und Professionalisierung. Der Aufstieg der Obristen zur militärischen und höfischen Elite in Brandenburg-Preußen von 1650-1725, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 1 (1991), S. 161-208, hier S. 170.

kungen auf den Adel. Bisher war der preußisch-brandenburgische Adel eher lokal ausgerichtet gewesen und hatte seine Klientel- und Patronagesysteme ausgehend von der kleinräumigen Adelsgesellschaft für diese lokalen Interessen geknüpft.[12] Die ständig wachsende Armee im 18. Jahrhundert eröffnete den lokalen Eliten[13] zwar neue Chancen, erforderte aber auch die Bereitschaft, die lokale zu Gunsten einer „staatlichen" Perspektive einzutauschen.

Ausgehend von diesem Befund sollen ausgewählte Adelsfamilien unterschiedlicher Teillandschaften ausgewählt und nach ihrem jeweiligen Verhältnis zum Militärdienst hin untersucht werden. Ein allgemeines Phänomen in den europäischen Heeren der Frühen Neuzeit war die zunehmende Selbstrekrutierung innerhalb der Armee. Neben den Adligen, die nur einige Jahre in der Armee dienten, um sich dann nach dem Erwerb eines Gutes ganz ihrer Tätigkeit als Rittergutsbesitzer zu widmen, gab es den Typ des „durchdienenden Karrieremilitärs".[14] Dabei konnte es durchaus von Vorteil für einen jungen Offizier sein, wenn er einen nahen Verwandten mit einer hohen militärischen Charge aufweisen konnte.[15]

Die kursorische Durchsicht einiger adliger Familiengeschichten bestätigt die These der verstärkten Selbstrekrutierung und der familienspezifischen Präferenz für den Militärdienst. Bei der Rekonstruktion adliger Netzwerke und ihrer Bedeutung für die militärische Karriere scheint eine Beschränkung auf einige ausgewählte Adelsgeschlechter für die Untersuchung daher sinnvoll.

---

[12] Vgl. Peter H. Wilson, Social Militarization in Eighteenth-century Germany, in: German History 18 (2000), S. 1-40, hier S. 7.

[13] Zur Definition des Elitenbegriffes in der historischen Forschung vgl. Theodor Schieder, Theorie der Führungsschichten in der Neuzeit, in: Hanns Hubert Hofmann, Günther Franz (Hrsg.), Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit. Eine Zwischenbilanz, Boppard/ Rh. 1980, S. 13-29, hier S. 15.

[14] Vgl. Bernhard R. Kroener, „Des Königs Rock". Das Offizierkorps in Frankreich, Österreich und Preußen im 18. Jahrhundert – Werkzeug sozialer Militarisierung oder Symbol gesellschaftlicher Integration?, in: Bernhard R. Kroener, Heinz Stübig (Hrsg.), Die Preußische Armee. Zwischen Ancien Régime und Reichsgründung, Paderborn u. a. 2008, S. 54-78, hier S. 58.

[15] Vgl. Hahn, Obristen (wie Anm. 9), S. 203.

2. Die Binnenmilitärische Ebene

Auf der binnenmilitärischen Ebene stellte für die adligen Offiziere also nicht nur der Monarch einen wichtigen Bezugspunkt dar. Betrachtet man die Regimenter nicht als taktische Einheiten, sondern als soziale Ordnungskörper, wird deutlich, welche zentrale Rolle der Regimentschef für die Offiziere spielte.[16] Die Pflicht der „Obristen", die Offiziere ihres Regiments regelmäßig zu beurteilen und dies dem Monarchen mitzuteilen sowie ihr Vorschlagsrecht bei Neueinstellungen und Beförderungen machte sie zu den zentralen „Instanzen", die über militärische Karrieren entscheiden konnten.

Neuere Forschungen haben darauf verwiesen, wie wichtig die Betonung der Unterschiede zwischen den Truppenteilen und vor allem zwischen den einzelnen Regimentern ist.

Sie unterschieden sich nicht nur hinsichtlich ihrer landsmannschaftlichen und sozialen Struktur, sondern auch durch eine eigene Regimentskultur und Traditionspflege. Augenscheinlich ist, dass die Adligen sehr umsichtig die Karrierechancen ihrer Söhne vor dem Eintritt in ein Regiment sondierten. Scheinbar existierte eine Art inoffizielle Rangskala der Regimenter der preußischen Armee. Allgemein galt der Dienst in den technischen Truppen und der Artillerie, aber auch in den Garnisonsregimentern und den Freitruppen als nicht prestigeträchtig. Innerhalb der Armee nahm jedes Regiment einen bestimmten Platz ein, der von verschiedenen Prinzipien bestimmt wurde. Dazu gehörten die Waffengattung (Kavallerie, Infanterie, Artillerie), die Zugehörigkeit zu einem Garde-, einem Feld- oder Garnisonsregiment, die in den Kriegen errungenen „Lorbeeren" sowie die Nähe des Regimentinhabers zum Monarchen.[17] Da im preußischen Heer die Person des Regimentschefs oft nicht identisch war mit der des Regimentskommandeurs, spielte

---

[16] Vgl. ebd., S. 174.

[17] Vgl. dazu für die sächsische Armee: Stefan Kroll, Soldaten im 18. Jahrhundert zwischen Friedensalltag und Kriegserfahrung. Lebenswelten und Kultur in der kursächsischen Armee 1728-1796, Paderborn 2006, S. 206.

besonders letzterer eine besondere Rolle für sein Regiment. Vorbildliches Verhalten und die Persönlichkeit konnten den Regimentschef zur Identifikationsfigur werden lassen und damit die Herausbildung des Korpsgeistes unterstützen.[18]

Eine Untersuchung einiger ausgewählter Regimenter, wobei alle Truppenteile und Waffengattungen berücksichtigt werden sollen, erscheint daher geboten.

Schließt man von der Namensgleichheit auf ein Verwandtschaftsverhältnis, dann zeigt ein Blick in zwei Ranglisten aus den Jahren 1713 und 1740, dass es häufig verwandtschaftliche Beziehungen innerhalb der Regimenter sowie zwischen dem Regimentschef und seinen Offizieren gab. Eine Auszählung der Ranglisten von 29 Infanterieregimentern für das Jahr 1713 brachte folgendes Ergebnis: in sechs Fällen waren die Regimentschefs mit ihren Subalternoffizieren verwandt (20,7 Prozent).[19] Für das Jahr 1740 erbrachte die Auszählung von insgesamt 66 Regimentern (Infanterie und Kavallerie), dass 24 Regimentschefs einen Verwandten im Offizierkorps hatten (36,4 Prozent).

3. Die außenpolitische Ebene

Seit einiger Zeit werden von verschiedenen Seiten in der Geschichtswissenschaft die Möglichkeiten einer „transnationalen" Geschichtsschreibung, die – weg von der nationalen Perspektive – verstärkt die Außenbeziehungen von gesellschaftlichen Gruppen in den Fokus nimmt, diskutiert.[20] Ausgehend von diesem Ansatz soll die Untersuchung auf dieser Ebene den grenzüberschreitenden

---

[18] Vgl. Jürgen Kloosterhuis, Legendäre „lange Kerls". Quellen zur Regimentskultur der Königsgrenadiere Friedrich Wilhelm I. 1713-1740, Berlin 2003, S. 207.

[19] Zwei Rang-Listen des Preußischen Heeres 1713-1740, in: Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 1891, S. 1-112.

[20] Felicitas Becker, Netzwerke vs. Gesamtgesellschaft: ein Gegensatz? Anregungen für eine Verflechtungsgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 30 (2004), S. 314-325, hier S. 315. Sowie für die Landesgeschichte: Wolfgang Neugebauer, Brandenburg-Preußische Geschichte nach der deutschen Einheit, in: Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte 43 (1992), S. 154-181, hier S. 160.

Charakter der Patronage- und Klientelbeziehungen der adligen Offiziere aufzeigen. War doch die frühneuzeitliche Adelsgesellschaft nicht national, sondern okzidental ausgerichtet.[21]

Territorienübergreifende Patronage war ein wichtiger Faktor in den Außenbeziehungen der Frühen Neuzeit. Landesherren nutzten die Möglichkeit, mittels Patronage „ausländische" Adlige an sich zu binden, um damit Einfluss auf die Politik dieses Landes zu nehmen. Dabei sind die Grenzen zwischen Patronagebeziehungen und formalem Bündnis fließend.[22]

Bekanntermaßen versuchten die preußischen Monarchen mittels der Vergabe von Offizierspatenten wichtige Herrscher- und Adelsfamilien aus dem Ausland an sich zu binden.

Gerade die „Genese" des preußischen Offizierkorps am Ende des 17. Jahrhunderts ist von dieser Praxis geprägt gewesen. Offiziere aus den nichtpreußischen Landen, die das Kriegshandwerk zumeist in verschiedenen europäischen Armeen gelernt hatten, besetzten die hohen Offizierchargen. Auch im 18. Jahrhundert finden sich noch zahlreiche „ausländische" Offiziere in der preußischen Armee. Derartige Patronagesysteme brachten für die preußischen Könige gleich zwei Vorteile mit sich: Der Monarch profitierte von dem militärischen Know-How dieser Offiziere und konnte deren Beziehungen zu ihren Heimatländer für die eigene Außenpolitik nutzen.

Die Untersuchung soll u. a. klären, welchen Einfluss adlige Netzwerke im Offizierkorps auf die Prozesse der Staatsbildung und Herrschaftsverdichtung hatten. Die Frage nach Patronage und Netzwerken im preußischen Offizierkorps kann neue Facetten in der sozialen Großgruppe Militär beleuchten und erlaubt gleichzeitig Einblicke in die Welt des frühneuzeitlichen Adels.

---

[21] Vgl. Schieder, Führungsschichten (wie Anm. 13), S. 25.

[22] Vgl. Volker Press, Patronat und Klientel im Heiligen Römischen Reich, in: Antoni Maczak (Hrsg.), Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit, München 1988, S. 19-47, hier S. 32-35.

Markus Hien

Zwischen Aktion und Reaktion. Grenzen und Möglichkeiten der Bevölkerungspolitik im 18. Jahrhundert am Beispiel der Ansiedlung und Niederlassung aktiver und ehemaliger Soldaten (Dissertationsprojekt)[23]

Forschungsstand und Fragestellung

Der Forderung, „den Soldaten in all seinen Lebensbereichen"[24] zu betrachten, ist die Forschung trotz der intensiven Untersuchung des garnisonsstädtischen Lebens[25] nur unzureichend nachgekommen. Das stehende Heer des 17. und 18. Jahrhunderts trug nicht nur die Versorgungsfrage aktiver und ehemaliger Soldaten in der Stadt, sondern gleichermaßen auf dem Land an den werdenden Staat heran. Für die preußischen Gebiete fehlt gleichsam die ländliche Entsprechung zu den stadtgeschichtlichen Untersuchungen,[26] die Darstellung jener vielfältigen Beziehung zwischen Militär und Bevölkerung und den daraus entstehenden Lebensformen und Sozialbeziehungen auf dem Land.

---

[23] Das Projekt wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert, die Betreuung meiner Arbeit hat Professor Dr. Wolfgang Neugebauer (Würzburg) übernommen.

[24] Rainer Wohlfeil, Wehr-, Kriegs- oder Militärgeschichte?, in: Ursula von Gersdorff (Hrsg.), Geschichte und Militärgeschichte. Wege der Forschung, Frankfurt/ M. 1974, S. 175; zum Konzept der „neueren Militärgeschichte", dem das Projekt verpflichtet ist, vgl. stellvertretend Bernhard R. Kroener, Militär in der Gesellschaft. Aspekte einer neuen Militärgeschichte der Frühen Neuzeit, in: Thomas Kühne, Benjamin Ziemann (Hrsg.), Was ist Militärgeschichte?, Paderborn 2000, S. 283-299.

[25] Vgl. stellvertretend: Ralf Pröve, Stehendes Heer und städtische Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Göttingen und seine Militärbevölkerung 1713-1756, München 1995.

[26] Vgl. dazu den Aufsatz von Heinrich Kaak, Soldaten aus dem Dorf, Soldaten gegen das Dorf – Militär in den Augen der brandenburgischen Landbevölkerung 1725-1780, in: Stefan Kroll, Kersten Krüger (Hrsg.), Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit, Münster u. a. O. 2000, S. 297-327.

Eine von älterer und neuerer Geschichtswissenschaft nur als beiläufig erwähnte oder als Forschungsdesiderat angemahnte,[27] aber bisher nicht untersuchte Variante der Versorgung aktiver und ehemaliger Soldaten auf dem Land, stellte die spätestens seit 1748 flächendeckend betriebene Ansiedlung im Sinne merkantiler Peuplierungspolitik dar.[28] Damit konnten auf der einen Seite Versorgungskosten eingespart, zum anderen aber nach kameralistischem

---

[27] Vgl. in chronologischer Reihenfolge: Johann D. E. Preuß, Friedrich der Große, Bd. 2, Berlin 1833, S. 376; Ernst zu Lippe-Weissenfeld, Vom großen König: aus Anlaß der Säcular-Erinnerung an den Hubertusburger Frieden zusammengestellt, Potsdam 1863, S. 118; Eduard Schnackenburg, Das Invaliden- und Versorgungswesen des brandenburgisch-preußischen Heeres bis zum Jahre 1806, Berlin 1889, S. 89-91; Willhelm Haberling, Kriegsbeschädigtenfürsorge von ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Berlin 1918. Für die Landesversorgung fasst Haberling lediglich die Ergebnisse Schnackenburgs zusammen; ebenso: Friedrich Paalzow, Die Invalidenversorgung und Begutachtung beim Reichsheere, bei der Marine und bei den Schutztruppen, ihre Entwicklung Neureglung nach dem Offizier=Pensions= und dem Mannschafts=Versorgungs=Gesetze vom 31. Mai 1806, Berlin 1906; mit neuerem Blick auf das Thema, aber nur für die Invalidenhäuser mit neuem Aktenstudium: Hans Otto Pelser, Das Invalidenhaus als Beitrag zur Entwicklung der Kriegsopferversorgung, Freiburg/ Brsg. 1976, S. 65-72; Speziell zu Büdneretablissements vgl. Rolf-Eberhard Griebel, Historische Studien zu Gotthold Ephraim Lessings „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück". Das Lustspiel – ein kritisches Zeitbild des friderizianischen Preußen, Ansbach 1978, S. 210-212; Otto Büsch, Militärsystem und Sozialleben im alten Preußen 1713-1807, Berlin 1981, S. 63 f.; Walther Hubatsch, Friedrich der Große und die preußische Verwaltung, Grote 1982, S. 132; Beate Engelen, Soldatenfrauen in der Gesellschaft. Eine Strukturanalyse der Garnisonsgesellschaft im 17. und im 18. Jahrhundert, Münster 2005, S. 531 f.

[28] Vgl. die spärlichen Notizen zum Thema in der Kolonisationsgeschichte ebenso in chronologischer Reihenfolge: Max Beheim-Schwarzbach, Hohenzollernsche Colonisation, Leipzig 1874, S. 285 f.; Heinrich Bergér, Friedrich der Große als Kolonisator, Gießen 1896, S. 51 f., S. 110 Nr. 24 und S. 111 Nr. 25; Rudolph Stadelmann, Preußens Könige in ihrer Thätigkeit für Landescultur, Bd. 2: Friedrich der Große, Leipzig 1882, S. 280 Nr. 69, S. 544 Nr. 482, S. 555 f. Nr. 499; Berthold Schulze, Neue Siedlungen in Brandenburg 1500-1800, Beiband zur Brandenburgischen Siedlungskarte 1500-1800, Berlin 1939, S. 24; Alice Reboly, Die friderizianische Kolonisation im Herzogtum Magdeburg, in: Sachsen und Anhalt 16 (1940), S. 276-289; Matthias Asche, Neusiedler im verheerten Land. Kriegsfolgenbewältigung, Migrationssteuerung und Konfessionspolitik im Zeichen des Landeswiederaufbaus. Die Mark Brandenburg nach den Kriegen des 17. Jahrhunderts, Münster 2006, S. 383.

Grundsatz die Untertanenzahl vermehrt werden. Eine Untersuchung mit diesem Blickwinkel verspricht neben der Erforschung der soldatischen Lebenswirklichkeit zugleich mit neuem Blick „von unten“ der veralteten Forschungen zur „friderizianische Kolonisation“ Impulse zu verleihen.[29]

Ansiedlung aktiver und ehemaliger Soldaten in der Kurmark

Einige wichtige Erkenntnisse[30] über die Ansiedlung und Niederlassung aktiver und ehemaliger Soldaten können bereits für die Kurmark aus den Akten des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz und des Brandenburgischen Landeshauptarchivs[31] referiert werden:

Anhand mehrerer diesbezüglich geführter Listen und Tabellen konnten trotz der Verluste und der schon von Otto Behre beklagten „dürftigen“ militärischen Statistik erstaunlich weit reichende Quantifizierungsversuche unternommen werden. Sowohl für aktive als auch für ehemalige Soldaten wurden speziell zur Ansieldung Tabellen geführt. Leider verebbt die oft regional beschränkte Listenführung aber immer wieder und bleibt von den Makeln „vorstatistischer“ Statistik gekennzeichnet. Es kann so nur grob geschätzt werden, dass kaum mehr als etwa ein- bis zweitausend vornehmlich ehemalige (!) Soldaten in der Kurmark angesiedelt wurden. Wie viele sich selbständig niedergelassen haben, ist nicht ersichtlich.

---

[29] Vgl. instruktiv: Rolf Gehrmann, Bevölkerungspolitik und Bevölkerungsentwicklung im friderizianischen Preußen, Vortragstyposkript 1998 mit herzlichem Dank für die Bereitstellung; Rita Gudermann, Zur Bedeutung der friederizianischen Landeskulturmaßnahmen – Mythos und Realität, in: Ralf Pröve, Bernd Kölling (Hrsg.), Leben und Arbeiten auf märkischem Sand, Bielefeld 1999, S. 351-377.

[30] Vgl. Markus Hien, Zwischen Aktion und Reaktion. Grenzen und Möglichkeiten der Bevölkerungspolitik im 18. Jahrhundert am Beispiel der Ansiedlung und Niederlassung aktiver und ehemaliger Soldaten in der Kurmark, Magisterarbeit eingereicht im Januar 2008 an der Universität Würzburg bei Professor Dr. Wolfgang Neugebauer.

[31] Vgl. Akten vor allem aus GSTA PK, II. HA GD, Abt. 14 Kurmark; GSTA PK, II. HA GD Abt. 33 Forstdepartement Kurmark; BLHA, Rep. 2, 3 u. 7, sowie im Einzelfall aus weiteren Beständen.

Dabei spielten in den obrigkeitlichen Bestrebungen nach 1748 nur anfangs Stellen in (Voll-)Bauernstärke und Parzellierungsbestrebungen großer Höfe eine Rolle. Dem standen die örtlichen Besitzverhältnisse wie die Bevölkerungsdichte innerhalb der Kurmark entgegen. Die Soldatenansiedlung bestand daher nahezu ausschließlich aus Stellen in Büdnergröße.

In den Bruchgebieten und Spinnerdörfern gelangten Soldaten meist erst durch die hohe Siedlerfluktuation an dementsprechende Häuser. Besonders bedeutsam scheinen seit 1778/79 parallel zu den Meliorationsplänen der Kurmark erstellte – und in der Forschung bislang nicht beachtete – „Büdneretablissement-Pläne". In allen drei Fällen, den Bruchsiedlungen, den Spinnerdörfern und den Büdnerplänen, wird als Grundprinzip deutlich, dass zwar per definitionem nur Ausländer herangezogen wurden, im Falle aktiver Soldaten mit Konsens des Regiments und bei Invaliden dieses Prinzip aber grundsätzlich aufgeweicht wurde.

Die Ansiedlung aktiver Soldaten wurde, oft erfolglos, zu verhindern gesucht, da man in Exerzier- und Kriegszeiten wirtschaftlichen Schaden befürchtete. Hier sind zahlreiche Suppliken von Soldatenfrauen aufschlussreich, die um Nachlass der Amtsabgaben oder ähnliches ansuchten. Einzig Büdnerstellen zu erwerben, wurde als Kompromiss zwischen wirtschaftlicher Zielsetzung (Sicherung der Abgaben) und militärischem Bedarf (Versorgung der Soldaten in der Beurlaubung) geduldet und verhalten gefördert. Besonders bei aktiven Soldaten konnten mehrfach Beziehungen zwischen den Offizieren und gemeinen Soldaten festgestellt werden, welche man freilich nur vorsichtig als „Netzwerk" bezeichnen kann, hingen sie doch ganz vom Interesse der Offiziere ab.

Bei der „Peuplierung" des Landes mit den ehemaligen Soldaten erwies sich aus dem Blickwinkel der Forschung gleichsam ex negativo gerade das Scheitern der obrigkeitlichen Interessen als fruchtbar. Die Abhängigkeit der Obrigkeit von der Zusammenarbeit mit den lokalen Interessensgemeinschaften zeigt das „Nichtabsolutistische am Absolutismus" (Gerhard Oestreich).

In ganz ähnlichem Sinne bezeugen die Suppliken der gleichsam in einem Immediatverhältnis, so Reinhart Koselleck, stehenden gemeinen Soldaten zwar gegen Ende des Jahrhunderts immer mehr eine Anspruchhaltung, die von einem „Prozess der Identifikation“[32] des „kleinen Mannes“ mit dem Abstraktrum „Staat“ zu sprechen erlauben. Ein Prozess, der im Kontext intensivierter Staatsbildung zu sehen ist. Zugleich aber erwies sich dieser noch zu wenig als „Staat“, um die an ihn herangetragene Versorgungsfrage zu lösen.

Des Weiteren ermöglichen die Akten mitunter einen direkten Einblick in das Alltagsleben der frühneuzeitlichen Gemeinde mit ihren spezifischen Behauptungstendenzen gegenüber staatlichem Zugriff und den damit verbundenen Problemen der Integration anzusiedelnder Soldaten. Durch das selbstbewusste Auftreten mancher Soldaten, die sich der lokalen Gerichtsbarkeit mit Verweis auf ihren Militärstand zu entziehen suchten, entstanden Schwierigkeiten bei der Integration in die Gemeinden. Diese traten Ansiedlungen meist ebenso selbstbewusst entgegen. Neben dem häufig angeführten Platzmangel und der Ablehnung des Soldatenstandes per se, wirkte die Ablehnung von Seiten der Behörden obstruktiv.

Die wenigen angesiedelten Büdner wurden rechtlich und ökonomisch in die vorhandenen Strukturen integriert. Von einer besonderen Privilegierung kann nicht gesprochen werden. Mit ihnen wurde zwar nicht der Bauernstand gestärkt, sie unterlagen aber tradierten Dienstpflichten und folgten damit der agrarpolitischen Zielrichtung, die ständisch-feudale Struktur zu konservieren. Ihre soziale Lage freilich blieb prekär, sie ist ein deutlicher Beweis für das hohe „militärische Armutspotential“.[33] Häufig nachweisbare, aber nur andeutungsweise rekonstruierbare kameradschaftliche Be-

---

[32] Wolfgang Neugebauer, Zur Geschichte des preußischen Untertanen – besonders im 18. Jh., in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 13 (2003), S. 141-162, hier S. 149.

[33] Markus Meumann, Soldatenfamilien und uneheliche Kinder. Ein soziales Problem im Gefolge der stehenden Heere, in: Bernhard R. Kroener, Ralf Pröve (Hrsg.), Krieg und Frieden, Paderborn 1998, S. 219-236, hier S. 219.

ziehungen dienten möglicherweise dazu, die fehlenden sozialen Bindungen zu substituieren.

Am erfolgreichsten scheint die Ansiedlung in den königlichen Forsten gewesen zu sein. Probleme traten hier weniger durch Platzmangel als vielmehr durch das Bestreben auf, das „Forstinteresse“ zu wahren. Die meisten ehemaligen Soldaten in der Kurmark füllten die landlose bzw. landarme Unterschicht auf.

Betrachtet man die Soldatenansiedlung in der Kurmark im Kontext der demographischen und ökonomischen Entwicklung des späten 18. Jahrhunderts, so zeigt sich, dass mit den Büdnersiedlungen und besonders mit den landlosen Tagelöhnern und der damit verbundenen Land-Stadt-Wanderung das starke Wachstum unterbäuerlicher Schichten mit seiner sozialen Sprengkraft auf dem Land zusätzlich angetrieben wurde. Mitunter kann geradezu von Abstiegsmobilität gesprochen werden. Von hier aus bewertet, erscheint die Soldatenansiedlung gemessen an den Zielen der Konservation der ländlichen Sozialverfassung und der machtpolitischen Steigerung durch Peuplierung als gescheitert. Sie belegt die „sozialgeschichtlich negative Bilanz“[34] der Kolonisationsmaßnahmen in Preußen.

Perspektiven des Projekts

Der Ausschnitt dieser Ergebnisse zeigt, dass die Untersuchung der Ansiedlung aktiver und ehemaliger Soldaten Grundsätzliches zum Verständnis des 18. Jahrhunderts beitragen kann. Es wird damit möglich, einen wichtigen Baustein der „Lebenswirklichkeit“ zahlreicher Soldaten zu rekonstruieren und zugleich die Kolonisationsmaßnahmen friderizianischer Zeit in ein neues Licht zu rücken.

Dabei dürfen die überwiegend „negativen“ Ergebnisse freilich nicht auf alle Gebiete Preußens übertragen werden, sie gelten nur für die Kurmark. Eine regional vergleichende Studie – wie sie im Rahmen der Dissertation geplant ist – wird auf höchst unterschied-

[34] Liselott Enders, Das Siedlungsbild der Altmark im Wandel der Frühneuzeit, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 50 (2004), S. 49-100, hier S. 95.

liche Ergebnisse stoßen. Bereits Findbuchrecherchen zeigen, dass vor allem im siedlungsgeschichtlich weniger verdichteten Ostpreußen zahlreiche Soldaten angesiedelt wurden bzw. sich niedergelassen haben. Gerade in dieser regionalen Vielgestaltigkeit Preußens liegt der Reiz, die Ansiedlungsvorgänge im Kontext von Vergesellschaftungs- und Staatsbildungsprozessen zu betrachten, um so „Mythen" der älteren Literatur zu falsifizieren und neue Anstöße zu geben.

Gelang es Soldaten in anderen Gebieten Preußens Bauernstellen zu erwerben, ist hier vielleicht soziale Mobilität zu beobachten? Konnten adelige Offiziere Soldaten im eigenen Interesse vielleicht gar auf ihrem Besitz ansiedeln? Es wird zu fragen sein, welche Rückwirkungen das ländliche Leben der Soldaten auf das stehende Heer hatte. Kann hier die These der „Sozialisierung des Heeres"[35] konkretisiert werden? Solche und andere Fragen werden im Rahmen des Projekts zu behandeln sein.

[35] Jürgen Kloosterhuis, Bauern, Bürger und Soldaten: Grundzüge der Sozialisation des Militärsystems im preußischen Westfalen, in: ders. (Hrsg.), Bauern, Bürger und Soldaten. Quellen zur Sozialisation des Militärsystems im preußischen Westfalen 1713-1803, Münster 1992, S. VII-XXXII.

Ralf Pröve

Cives ac Milites. Konzeption und Design des Militärinventars Brandenburg-Preußen im 18. Jahrhundert

Konnte im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts die militärgeschichtlich orientierte Forschung bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges noch buchstäblich quellenmäßig aus dem Vollen schöpfen, so verhinderten zwei Ereignisse eine weitere aktengestützte Erforschung. Zum einen wurden die Heeresarchive in Potsdam nach einem Bombenangriff nahezu vollständig zerstört, so dass alle binnenmilitärischen Unterlagen als unwiederbringlich verloren zu gelten haben. Zum anderen wurden im Zuge der deutschen Teilung der weitaus größte Teil der im Geheimen Staatsarchiv gelagerten ‚zivilen' Bestände jahrzehntelang im Zentralarchiv der DDR in Merseburg aufbewahrt und waren dort nur eingeschränkt benutzbar. Erst seit 1994 sind die Bestände im GStA PK wieder vereinigt und uneingeschränkt zur Nutzung freigegeben. Freilich blieb das Problem der vernichteten militärischen Provenienzen. Die Zusammenführung der über Jahrzehnte getrennten Archivbestände eröffnet die Möglichkeit einer Bestandsaufnahme der militärthematischen Akten, die Kriegs- und Nachkriegszeit überstanden haben. Auf ihrer Basis lässt sich eine kritische Neubewertung der Militarisierungsthese ebenso durchführen wie die Beurteilung des preußischen Militärsystems jenseits einer Grauzone von Spekulation, Enthusiasmus und Verdammung.

Das von der DFG finanzierte Projekt[1] eines sachthematischen Inventars mit der offiziellen Bezeichnung „Ersatzüberlieferung des Brandenburg-Preußischen Heeresarchivs 1713-1806" wurde von einer dreiköpfigen interdisziplinären, aus Historikern und Archivaren bestehenden Arbeitsgruppe in den Jahren 2002 bis 2004 rea-

[1] Antragsteller waren Bernhard R. Kroener, Jürgen Kloosterhuis und Klaus Neitmann.

lisiert.[2] Dabei wurden die Akten-Bestände von insgesamt 38 Archiven, Museen und Sammlungen, die sich im geographischen Bezugsraum „Brandenburg-Preußen zwischen Elbe und Oder“ befinden, nach definierten Kriterien systematisch untersucht (vgl. Anlage 1). Diese Kriterien richten sich nach einem einheitlichen Kanon: Entweder wurde ein auch nur mittelbarer Militärbezug erkennbar, indem im Aktentitel zum Beispiel ein Soldat, ein Verwaltungsbediensteter (Kommissar, Auditeur), ein Invalide oder militärische Einheiten, eine Institution oder Anstalt (Magazin, Militärwaisenhaus, Rekrutenkasse) oder eine Abgabe bzw. Steuer (Servis, Fouragegelder) erwähnt werden, oder es wurden nach sachsystematischen Motiven Verzeichnungseinheiten identifiziert, die auch militärische Belange berühren, etwa die Ansiedlung von Kolonisten (Aufnahme entlassener Soldaten) oder die Bestrafung von Schwarzarbeit in den Städten (Verfolgung von Handel treibenden Soldatenfrauen und deren „pfuschenden“ Männern). Insbesondere das Augenmerk auf vermeintlich militärferne Bestände wie etwa „Seidenbausachen“, „Forstdepartement“, „Strom- und Schifffahrtssachen“ oder dem „Joachimsthalsches Gymnasium“ erbrachte dabei bemerkenswerte Funde und ließ die Dimensionen der besonderen Verschränkung und sachlichen Vermischung von Militär und Gesellschaft bzw. Staat bereits erahnen (vgl. Anlage 2).

Die Einbeziehung ganz unterschiedlicher Archive einerseits (Staatsarchive, Kommunalarchive, Kirchenarchive, Bibliotheks- und Museumssammlungen, Private Archive, vgl. Anlage 1) sowie die Berücksichtigung sämtlicher Bestände in den Archiven andererseits haben eine enorme Variationsbreite des Inventars bewirkt. Dadurch sind sowohl die verschiedenen Verwaltungsebenen (Regierung, Kammer, Landrat, Amt, Stadtmagistrat, Kommissar) als auch Gutsarchive, Testamente, private Nachlässe und Ego-Dokumente bzw. Selbstzeugnisse erfasst worden.

Insgesamt konnten von der damaligen Projektgruppe 30.476 Aktenfaszikel erfasst und in einer Datenbank als Datensätze aufge-

[2] Es handelt sich um Claudia Nowak, Peter Bahl und Ralf Pröve.

nommen werden. Dabei wurde neben den archivüblichen Angaben (Bestandsname, Signatur, Klassifikation) der Aktentitel sowie in etwa der Hälfte der Fälle auch ein erläuternder Enthält-Vermerk eingefügt. Darüber hinaus ermöglicht ein fünffaches Indexsystem, das neben Personen-, Orts- und Sachindex eine Sachsystematik sowie eine Konkordanz der Bezeichnungen der militärischen Einheiten enthält, den raschen und umfänglichen Zugriff auf das Material. Diese spezielle Vernetzung ergibt sich durch eine Kombination der fünf Systeme und die dichte Indizierungs-Zuordnung der einzelnen Datensätze (vgl. Anlage 3): Wenn zum Beispiel bei 28.709 Datensätzen in 99.866 Fällen eine Indizierung mit 18.174 unterschiedlichen Sachbegriffen vorgenommen worden ist, so lässt sich das enorme Potenzial der Recherchemöglichkeiten leicht absehen. Hinzu kommt, dass sowohl die Angaben im Personenindex (vgl. Anlage 4) als auch die im Ortsindex (vgl. Anlage 5) aufwändig recherchiert worden sind, so dass etwa Personen und Orte sofort identifiziert und zugeordnet werden können. Der Sachindex mit Gruppenbildung berücksichtigt sowohl den einzelnen Sachverhalt als auch die Zusammenführung verwandter Begriffe sowie die Hierarchisierung von Bedeutungsnestern (vgl. hierzu etwa die weiteren Semantiken und thematischen Verschränkungen von „Adel“ in Anlage 6).

Außerdem ermöglicht eine elaborierte Sachsystematik eine an die Fragestellungen der neuen Militärgeschichte orientierte Herangehensweise. Diese erstreckt sich über 60 Themenfelder, die sich auf 14 Gruppen verteilen, die wiederum in drei Hauptgruppen zusammengefasst sind (vgl. Anlage 7).

Schließlich kommt noch eine Konkordanz der militärischen Einheiten, der Regimenter, hinzu, da diese bis zur festen Nummerierung gegen Ende des 18. Jahrhunderts jeweils unterschiedlich nach ihren Befehlshabern benannt worden sind.

Es wird angestrebt, die bereits ausgezählten, aber bisher nicht aufgenommenen Faszikel in den sachsen-anhaltinischen Landesarchiven Magdeburg und Wernigerode in die Datenbank einzuarbeiten.

Es soll noch in diesem Jahr etwa die Hälfte der Datensätze des Militärinventars, nämlich jene Akten, die das GStA PK aufbewahrt, auf der Website des Archivs online verfügbar gemacht werden. Es ist zudem geplant, die Gesamtdatei als fünfbändiges Werk mit CD-Beigabe zu publizieren. Da die Finanzierungsfrage noch offen ist, wird wohl mit einem Zeitrahmen von 2009 oder sogar 2010 zu rechnen sein.

Anlage 1: Verzeichnis der berücksichtigten Archive

Nr.	Archiv/Bibliothek/Sammlung	Akten	Anteil in %
1	Geheimes Staatsarchiv Berlin PK	15282	50,14
2	Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam	11059	36,29
3	Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Abteilung Dessau	528	1,73
4	Stadtarchiv Frankfurt/Oder	373	1,22
5	Stadtarchiv Potsdam	366	1,20
6	Domstiftsarchiv Brandenburg/Havel	333	1,09
7	Stadtarchiv Cottbus	328	1,08
8	Evangelisches Zentralarchiv in Berlin	266	0,87
9	Archivum Państwowe Gorzów Wlkp. (Staatsarchiv Landsberg/Warthe)	234	0,77
10	Staatsbibliothek zu Berlin – PK,	227	0,74
-.	Landesarchiv Berlin	227	0,74
12	Herold, Verein für Heraldik und Genealogie. Archiv und Bibliothek	204	0,67
13	Stadtarchiv Bernau	176	0,58
14	Stadtarchiv Prenzlau	135	0,44
-.	Deutsches Historisches Museum, Sammlung Historische Dokumente	135	0,44
16	Stiftung Stadtmuseum Berlin. Sammlung Historische Dokumente	107	0,35
17	Kreisarchiv Havelland, Friesack	73	0,24
18	Landeskirchenarchiv Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz	71	0,23
19	Kreisarchiv Ostprignitz-Ruppin, Neuruppin	67	0,22
20	Sammlungen des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster	49	0,16
21	Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Archiv	39	0,13
22	Kreisarchiv Barnim, Eberswalde	33	0,11
23	Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg/Brsg.	29	0,09
24	Stadtarchiv Nauen	24	0,08
25	Kunstbibliothek SMPK Berlin	20	0,07
-.	Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, Plkm. Potsdam	20	0,07
27	Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg. Archiv	14	0,05
28	Stadtarchiv Brandenburg/Havel	11	0,04
-.	Kreisarchiv Teltow-Fläming, Luckenwalde	11	0,04
30	Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Historische	10	0,03
31	Archiv des Stadtgeschichtlichen Museums Spandau	6	0,02
-.	Sächsisches Staatsarchiv Leipzig	6	0,02

Nr.	Archiv/Bibliothek/Sammlung	Akten	Anteil in %
33	Kreisarchiv Potsdam-Mittelmark, Belzig	3	0,01
-.	Archiv des Katholischen Militärbischofs, Berlin	3	0,01
35	Kreisarchiv Oder-Spree, Forst/Lausitz	2	0,01
-.	Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, KPM-Archiv	2	0,00
-.	Diözesanarchiv Berlin	2	0,00
38	Stiftung Neue Synagoge Berlin/Centrum Judaicum. Archiv	1	0,00
	Summe	30476	100,0

Anlage 2: Pertinenzstreuung von Akten mit Militärthematik am Beispiel der I. Hauptabteilung des GStA PK (Auswahl)

Rep.	Bestand	Daten-sätze
1	Beziehungen zum Kaiser (auch zum Reich u. zum Haus Österreich)	47
8	Beziehungen zum hohen Adel im Reich; zu Grafen, Freiherrn	17
9	Allgemeine Verwaltung	525
11	Auswärtige Beziehungen	14
18	Reichskammergericht, Reichshofrat, Br.-Pr. Oberappell.	19
19	Strom-, Schifffahrts- u. Zollsachen	16
21	Brandenburgische Städte, Ämter und Kreise	162
22	Adlige Familien und Schulzengerichte der Mark Brandenburg	29
33	Fürstentum Halberstadt	22
34	Beziehungen zu den Niederlanden	71
36	Hof- und Güterverwaltung	407
41	Beziehungen zu Kursachsen	450
47	Geistliche Angelegenheiten	77
49	Fiskalia	8
50	Beziehungen zu den Reichsstädten	47
51	Universität Frankfurt/Oder	4
52	Magdeburg	21
55	Ruppin	14
57	Bistum Brandenburg	11
58	Bistum Havelberg	30
59	Bistum und Amt Lebus	3
60	Joachimsthalsche Gymnasium	7
63	Neuere Kriegssachen	1577

Rep.	Bestand	Daten-sätze
67 A	Polnischer Erbfolgekrieg	33
76 alt	Ältere Oberbehörden für Wissenschaft, Kunst, Kirche	108
81	Gesandtschaften (Residenturen und Generalkonsulate)	131
84	Justizdepartement 1780-1808	43
94	Kleine Erwerbungen	206
94 A	Sammlung Adam, Sammlung Nebenzahl	51
95	Preußische Bank	2
96	Geheimes Zivilkabinett, ältere Periode bis 1797	2327
96 A	Geheimes Zivilkabinett, ältere Periode, 1797-1808	55
96 B	Geheimes Zivilkabinett, ältere Periode, Minüten u. Extrakte	179
96 C	Sammlung Itzenplitz	31
96 D	Geheimes Zivilkabinett, ältere Periode, Deduktionen	90
97	Kammergericht	18
97 A	Oberappellationsgericht	78
97a	Obertribunal	59
99	Oberkonsistorium	5
103	Generalpostmeister, Generalpostamt	7
104	Generalfiskalat	7
108	Oberkollegium Medicium u. a. ältere Medizinalia	11
109	Preußische Seehandlung	6
112	Oberbergamt zu Berlin	3
119	Pfälzer Koloniedepartement	40
121	Ministerium f. Handel und Gewerbe, Abt. Bergwerks- u. Hüttensachen	8
122	Französisches Koloniedepartement	50
124	Armeeversorgungsbehörden	141
131	Archivkabinett	4
133	Prinzliche Domänenkammer und Hofmarschallämter	34
161	Ältere Behörden und Kommissionen für den Holzhandel	22
163	Tresorakten und Rechnungen	51
181	Direktorium des Großen Waisenhauses Potsdam	54

Anlage 3: Vernetzung der Verweise

Index	Datensätze mit Eintrag		Indixierungen	Fälle	
Einheiten	3724	12 Prozent	4747	155	Einheiten
Sachsystematik	30476	100 Prozent	72932	60	Sachthemen
Orte	22618	74 Prozent	38186	5955	Orte
Personen	18368	60 Prozent	36355	19882	Personen
Sachen	28709	94 Prozent	99866	18174	Sachen

Anlage 4: Beispielseite Personenindex

Abegg, , Kaufmann in Emden 50027ff
Abel, , Grenadier 22118
Abel, Marie Eleonore, Fluchthelferin in Angermünde 36213
Abel, Sophie Christine Elisabeth, siehe Schwartz 39125
Abelsdorff, Julius, Verlag in Berlin 37377
Abensberg-Traun, Otto Ferdinand, Graf von (1677-1748), kaiserl. Generalfeldmarschall 91182
Abeßer, , Trompeter 19428
Ablee, Johanne Friderike, geb. Siebert, gesch. von Holwede (+ 1835), Frau des Rittmeisters Ferdinand von H. bzw. des Hauptmanns A. 45578ff
Abraham, , Kanonier 30744
Abraham, Salomon, Generalproviditeur 37464
Abt, Jakob Heinrich von, Oberst 22347; 30119
Achard, , Unteroffizier 16856
Achard, François Charles (1753-1821), Chemiker u. Physiker, Direktor der Physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Berlin 16696; 34440
Achbauer, , Leutnant, Bürgermeister in Drossen 30757; 55285
Achenbach, Carl Conrad (1656-1720), Hof- u. Domprediger in Berlin 20850
Achillis, Christian David, Rekrut 36150
Ackelshausen, von, kaiserl. Hauptmann 16851
Ackerfeld, Peter, Invalide 32511
Ackermann, , Oberfeuerwerker, Invalide 16928
Ackermann, Christoph, Sergeant 22918
Adam, , Invalide, Schuhmacher in Potsdam 45278; 91217
Adam, , Kolonist u. Wollspinner in Lehnin 31847
Adam, , Soldat 42426
Adam, François Gaspard (1710-1761), Hofbildhauer 34633
Adam, Gottfried, Kolonist in Massow 33424
Adam, Johann, Schulze (in Massow?) 33424
Adami, Jeremias, Advokat in Züllichau 19323
Aderkas, von, Hauptmann 23536; 37711
Adermann, , Frau eines Teerbrenners u. Musketiers in Königshütte 45353
Adhemar, Honneste Marquis d' (ca. 1710-1799), Hauptmann, brand.-bayreuth. bzw. poln.-sächs. Oberhofmeister (?) 33692-33696
Adler, , Maurermeister in Berlin 32168; 50547
Adler, , Petentin in Falkenburg, Schwester eines Soldaten 36282
Adler, Anna Marie, geb. Karduck, Frau eines Servisbilleteurs 45580ff
Adler, Heinrich Albrecht, Auditeur 19785
Adler, Johann Jacob, Grundbesitzer 31877
Adler, Johann Peter, Füsilier 31847
Adolphi, , Regimentsquartiermeister 19289
Adolphi, Charlotte Friederike, geb. Christophori, Erblasserin 45582
Adriani, Alexander, Feldwebel, Oberkastellan des Schlosses in Berlin 90403
Agner, von, Fähnrich 19637
Agner, von, Oberstleutnant 13000
Agricola, Friedrich Heinrich, Feldprediger 21863

Anlage 5: Beispielseite Ortsindex

Aa (Fluss) 34970
Aachen 19499; 21767-21770; 23221; 30117
Aalen 16856
Aarhorst (Kr. Friedeberg/Nm.) 33374ff
Abbendorf (Kr. Salzwedel) 31977ff
Abbendorf (Kr. Westprignitz) 21126; 33116; 33244
Adamsdorf (Kr. Soldin) 38459; 56520
Adelsmannsfelden/Württemberg 34490
Ägypten 25178
Ahrensberg b. Wredenhagen/Mecklenburg (?) 40571
Ahrensdorf (Kr. Beeskow-Storkow) 42415
Ahrensdorf (Kr. Jüterbog-Luckenwalde) 31667
Ahrensdorf (Kr. Templin) 26159; 40767
Ahrensfelde (Kr. Niederbarnim) 15195; 16448; 32334; 42453
Aire/Frankreich 21338; 37710
Aislingen b. Dillingen/Donau 37513
Aken/Elbe 10374; 12217; 16774; 95743
Aken/Elbe (Amt) 20594
Albertinhof (Kr Templin) 96174
Alexandersdorf (Kr. Landsberg/Warthe) 20070; 42286
Algenstedt (Kr. Gardelegen) 32050; 32071ff; 56028ff
Algier 21311
Alken (Kr. Preußisch Holland) 25844
Allmosen (Kr. Calau) 42159; 42241
Alsleben/Saale 12262; 12284; 28064; 28259
Alt Bertkow (Kr. Osterburg/Altmark) 41438
Alt Brenzlau (Kr. Marienwerder?) 18047
Alt Buchhorst (Kr. Niederbarnim) 16374; 32623
Alt Friesack (Kr. Ruppin) 16463; 42492
Alt Gaul (Kr. Oberbarnim) 31221
Alt Geißig b. Dresden 16888
Alt Glietzen (Kr. Königsberg/Nm.) 32085
Alt Grimnitz (Kr. Angermünde) 41384; 42520
Alt Gurkowschbruch (Kr. Friedeberg/Nm.) 33372; 33381; 33383; 33385-33387; 42129; 42268
Alt Güstebiese (Kr. Königsberg/Nm.) 42278
Alt Künkendorf (Kr. Angermünde) 45318
Alt Langerwisch (Kr. Zauch-Belzig) 91155
Alt Langsow (Kr. Lebus) 41397-41399
Alt Lietzegöricke (Kr. Königsberg/Nm.) 56425; 56428; 56436-56439; 56449
Alt Lutterow (Kr. Ostprignitz) 42478
Alt Madlitz (Kr. Lebus) 19453; 31665; 39179; 40844; 40846; 40856
Alt Placht (Kr. Templin) 45545
Alt Prochnow (Kr. Deutsch Krone) (?) 56132
Alt Reetz (Kr. Königsberg/Nm.) 41194; 42165
Alt Rehfeld (Kr. Crossen) 42024
Alt Rosenberg (Kr. Rosenberg/Oberschlesien) 23062
Alt Rosenthal (Kr. Lebus) 45515ff
Alt Rosenthal (Kr. Oberbarnim) 55369; 55377; 55379; 55382; 55385
Alt Rüdnitz (Kr. Königsberg/Nm.) 55320ff; 56440ff

Anlage 6: Beispielseite Sachindex

Abberufung 28029
Abberufungsbefehl siehe Befehl 36604
Abbrennung 36700; 96225
Abbruch 96495
Abdankung siehe Dimission 21849
Abdeckerei 35568
Abend-Torrapport siehe Rapport 25289
Abfall siehe Hygiene 15156
Abfindung 16867; 19453; 33209ff; 33216ff
Abfindung siehe auch Ehe, Scheidung 33020
Abgabe siehe auch <24> 32089
Abgang siehe auch Liste 37710
Abgang siehe Dimission 13202
Abhandlung siehe Denkschrift 33862
Abkündigung siehe Religion 96108
Abort siehe Hygiene, Abtritt 40997
Abschiebung siehe Strafe 12946
Abschied siehe auch <4> 41189
Abschied siehe Dimission 10125; 19806; 90619
Abschiedsschreiben siehe Dimission 95701
Abschoss siehe Steuer 12180
Abschossgelderkasse siehe Kasse, Straf- und Abschossgelderkasse 20862
Abstämmen siehe Holzschlag 45320
Abt 25857
Abt Kloster Berge 10459
Abt Kloster Blesen 16828
Abt Kloster Kamenz 25857
Abtei Ellwangen 35854
Abteilungsdirigent 47288
Äbtissin Stift Heiligengrabe 90446
Äbtissin Stift Quedlinburg 25872; 25877
Abtritt siehe Hygiene 15065; 41085
Abwasser siehe Hygiene 55239ff
Abwerbung siehe Werbung 35897
Abzeichen siehe Uniform, Rangzeichen 13113
Académie des Nobles siehe Schule, Ritterakademie 90165
Académie militaire siehe Schule, Militärakademie 16111
Achtmann 33087
Ackerbesitzer siehe Bauer 13208
Ackerbürger siehe Bürger 30826
Ackerfurche 41142
Ackergilde Neuruppin 96310
Ackerkommune Cottbus 95065ff
Ackermann siehe Bauer 10489; 21253
Ackermaschine 26258
Ackernutzung, dreimalige 41129
Ackerstadt siehe Stadt 15312
Ackerwirtschaft siehe Hofbesitz 41900
Acta Eruditorum siehe Presse, Zeitschrift 37594
Adel 10231; 11249; 12719-12722; 12724-12747; 12749-12870; 12872-12883; 17010; 22273-22282; 22287-22341; 25823; 26003; 33775; 34363; 34723; 35370; 39444; 40577; 45050; 45459; 45527; 90140; 95843
Adel siehe auch Kadettenkorps 25129
Adel, Adelsdiplom 12989; 19781; 90562
Adel, Adelslexikon 33274
Adel, Armut 40495
Adel, Bevorzugung 35473
Adel, Bewaffnung 45504
Adel, Bildung 19607; 25129
Adel, Grafendiplom 21439; 34120
Adel, Gutsbesitz 32645; 35240; 40263; 90307; 90354
Adel, Heirat mit Bürger 25473
Adel, Immunität 30890
Adel, Jugend 30432; 96041

Adel, Junker siehe Junker 25060
Adel, Kreis Soldin 40509
Adel, Kriegsdienstbewerbung 36383
Adel, Kriegsschaden 31255
Adel, Mecklenburg 22893
Adel, Nachweis 55391; 91515; 95907; 95922; 95928; 95930ff; 95937; 95941; 95948; 95968; 95981; 95983
Adel, Nobilitierung 10231; 13222; 19781; 25844; 34808; 34992; 37665; 41820; 90562
Adel, Offizier 19740; 34474; 90425
Adel, Pensionszahlung 15957
Adel, Polen 16882; 36000
Adel, Pommern 30432
Adel, Ritterschlag 19817
Adel, Schlesien 21849; 25045
Adel, Standeserhöhung siehe auch Adel, Nobilitierung 12989
Adel, Standeserhöhung, Freiherrnstand 19794
Adel, Standeserhöhung, Grafenstand 21439; 34102; 34120
Adel, Steuerpflicht 55056
Adel, Taufschein 21047
Adel, Vermögen 35473

Anlage 7: Sachsystematik

Sachthematisches Inventar mit 60 Themenfeldern (Zahlen in Klammern sind Verweise auf andere Themenfelder)

1. Das Militär als System

1. Dienstbetrieb Militär

1) Beförderung und Ernennung (44, 45)
2) Militärjustiz und Bestrafung (4, 47, 51, 52, 53, Gruppe 12)
3) Ersatz (42, 51, 53, 54)
4) Entlassung und Desertion (2, 5, 17, 43, 45, 51, 53, 54)
5) Beurlaubung (4, 42)
6) Manöver und Revuen (19, 21, 36, 57)
7) Dienstverrichtungen und Aufgabenbereiche (15, 31, 43, 56)
8) Zuwendungen (12, 16, 17, 21, 22, 28, 41, 45, 46)
9) Kompanie- und Regimentswirtschaft (14, 18, 28)

2. Sozialsystem Militär

10) Frauen in der Militärgesellschaft (11)
11) Ehe und Familie (10, 12, 16)
12) Religion und Kirche (8, 11, 16, 33, 52)
13) Loyalität und Patronage (14, 32, 57, 59, Gruppe 12)

14) Kameradschaften (9, 13)
15) Nebenerwerb (7, 16, 38, 44, 45)
16) Lebensführung und Freizeit (8, 11, 12, 15, 17, 25, 33, 44)
17) Gefahren und Tod (4, 8, 16)

3. Militär als technisches und administratives System
18) Ausrüstung und Technik (9, 20, 21, 22, 26, 27, 55)
19) Mobilmachung und Truppenbewegung (6, 29, 36, 54, 55)
20) Transport und Etappe (18, 21, 22, 30, 43, 54, 55)
21) Gebäude und Grundstücke (6, 8, 18, 20, 22)
22) Institutionen und Anstalten (8, 18, 20, 21, 23, 25, 27)
23) Behörden und Verwaltung (22, 24, 25, 57, 60)

4. Militär als fiskalisches und ökonomisches System
24) Steuern und Abgaben (23, 25, 36, 37, 41)
25) Kassenverwaltung und Kassenführung (16, 22, 23, 24, 26, 27)
26) Manufakturen und Rüstungsbetriebe (18, 25, 27, 39, 40, 55)
27) Rohstoffe und Lebensmittel (18, 22, 25, 26, 27, 39, 40, 55)

5. Militär in seinen Subsystemen
28) Truppenteile und Waffengattungen (8, 9, 29, 30, 31)
29) Einsatz im Krieg (19, 28, 30, 31, 36)
30) Kommandostrukturen und Befehlsketten (20, 28, 29, 31, 56)
31) Dienstranggruppen und Diensträge (7, 28, 29, 30)

6. Militär als kulturelles System
32) Ehrkonzepte (13, 33)
33) Brauchtum (12, 16, 32)
34) Künstlerische Verarbeitung (35)
35) Darstellung und Militärgeschichtsschreibung (34, 49, 50)

2. Militär und Gesellschaft

7. Fiskalisch-ökonomische Phänomene

36) Steuern und Schäden (6, 19, 24, 29, 37, 42, 43)
37) Steuereintreibung und Steuerexekution (24, 36)
38) Wirtschaftskonkurrenz durch Militär (15, 44, 45)
39) Militär als Verbraucher (26, 27, 40)
40) Militär als Arbeitgeber (26, 27, 39)

8. Sozialstruktur

41) Einquartierung (8, 24, 51, 53)
42) Werbung und Kantonsverfassung (3, 5, 36, 51, 53)
43) Dienstverpflichtungen (4, 7, 20, 36)
44) Militär im zivilen Umfeld (1, 15, 16, 38, 45, 48)
45) Integration und Eingliederung (1, 4, 8, 15, 38, 44, 46, 48)
46) Soldaten- u. Invalidenbettel (8, 45, 47)

9. Alltag

47) Kriminalität und Übergriffe (2, 46, 51, 53)
48) Verbürgerlichung und Urbanisierung (44, 45)

10. Militär im Blick der öffentlichen Kritik

49) Öffentliche Kritik durch Militärs (35, 50, 58)
50) Außermilitärische Kritik (35, 49)

3. Militär und Staat

11. Militärbehörden und zivile Behörden

51) Lokalbehörden (2, 3, 4, 41, 42, 47, 52, 53, 59)
52) Kirchenbehörden (2, 12, 51, 53, 59)
53) Mittel- und Oberbehörden (2, 3, 4, 41, 42, 47, 51, 52, 59)

12. Militär und Staat nach außen

54) Kartelle (3, 4, 19, 20, 55)

55) Außenpolitik (18, 19, 20, 26, 27, 54)

56) Diplomatie und Militärgesandte (7, 30)

13. Militär und Krone

57) Kontrolle und Dienstaufsicht (6, 13, 23, 58, 59)

58) Reformansätze im Inneren (49, 57, 59)

59) Vermittlung im Behördenstreit (13, 51, 52, 53, 57, 58)

60) Vorbereitung von Gesetzen (23)

Tagungsberichte

Angela Strauß

„Geistliche im Krieg“
Tagung des Sonderforschungsbereichs 437
„Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“
Tübingen (8.-9. Februar 2008)

Priestern, Predigern, Pastoren, Pfarrern und ihrem Bezug zum Krieg galt die volle Aufmerksamkeit während der Tagung „Geistliche im Krieg“, die im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 437 „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ stattfand. Die Vorträge waren in vier Sektionen angeordnet und wurden jeweils in einer abschließenden Diskussion zusammengeführt und abgerundet. Herausgearbeitet werden sollten beispielsweise die spezifischen Kriegserfahrungen von Geistlichen, ihre Rolle und Funktionen in der Armee und in Kriegszeiten. Dazu zählten im weiteren Sinne ebenso die Deutungsangebote der Geistlichen für die vom Krieg Betroffenen.

Die erste Sektion mit dem Titel „Katholiken und Protestanten im Religionskrieg“ (17. Jh.) moderierten die Tagungsorganisatoren FRANZ BRENDLE und ANTON SCHINDLING. Ausgehend von der allgemeinen Kirchengeschichte behandelte ANDREAS HOLZEM die Rolle der Geistlichen für Religion und Krieg und die religiöse Semantik und Symbolsprache des Krieges im 17. Jahrhundert. Er zeigte dabei die strukturelle Ambivalenz von Geistlichen im Krieg und die daraus resultierende Ausdifferenzierung auf. Seine Überlegungen bezogen sich auf einen großen Zeitrahmen, während die nachfolgenden Vorträge vor allem Beispiele aus dem Dreißigjährigen Krieg behandelten. Hinsichtlich dieser Epoche machenden Auseinandersetzungen thematisierte SUSANNE HÄCKER unter dem Titel „... sogar Kriegskameraden trifft man unter euch an“ die Ver-

teidigung von Stadt, Lehre und Glauben durch Heidelberger, Tübinger und Freiburger Universitätstheologen.

Über die Kriegsdeutungen der dänischen Geistlichkeit im 17. Jahrhundert sprach PETER DAMGAARD. Seiner Argumentation zufolge, deckten sich die geistlichen Auslegungen, unter anderem in Leichenpredigten, mit den Kriegsinteressen der Obrigkeit. Zumal die Kontrolle von Predigten im Verlauf des Jahrhunderts zunahm. Deutlich wurde der Versuch, die Gemeindemoral durch kirchliche Rituale zu regulieren.

ANDREAS NEUBURGER äußerte sich zur Kriegserfahrung der restituierten Prälaten im Herzogtum Württemberg während des Dreißigjährigen Krieges. Wie er ausführte, ließe sich anhand von Tagebüchern die Wahrnehmung des Krieges eher als Rechtfertigung des eigenen Handelns und als Sinnstiftung denn als Verarbeitung ausmachen. Die theologische Auseinandersetzung mit dem Dreißigjährigen Krieg untersuchte JULIAN KÜMMERLE unter dem Schlagwort Pazifismus bei dem Spiritualisten Joachim Betke (1601-1663).

Die zweite Sektion unter der Moderation von RALF PRÖVE widmete sich den Erfahrungsräumen Schweiz und Elsass (17.-20. Jh.). zeigte Mit den Deutungsmustern des Umbruches und Krieges katholischer Geistlicher aus der Zentralschweiz beschäftigte sich ERIC GODEL für die Helvetik (1798-1803). Die Kriegserfahrungen und die Religion standen in dieser Phase, so Godel, in einem Spannungsfeld von „Heimat“ und Nation. Anschließend beleuchtete LAURE OGNOIS für den gleichen Zeitraum die Deutungen der reformierten Pfarrer. Ihrer Aussage nach bedingten sich die Feind-, Freund- und Selbstbilder gegenseitig, so dass es dort entsprechend hieß: „Ihr seyt ja weder Franken noch Oestreicher! Ihr seyt Schweizer!“

Das Elsass behandelte zum einen DONATUS DÜSTERHAUS anhand der Praxis der Circularpredigten und Dankgottesdienste lutherischer Pastoren in den Napoleonischen Kriegen. Er betonte, dass bei der Predigtpraxis die Interpretationen abgesprochen waren und Vorgaben eingehalten wurden. Zum anderen stellte ANNETTE

JANTZEN das Verhalten der elsässischen und französisch-lothringischen Geistlichen im Ersten Weltkrieg dar. Sie zeigte das Wechselspiel zwischen dem praktischen Umgang mit den Kriegsbedingungen, in diesem Fall dem Sich-Entziehen, und der theologischen Erklärungsnot der Kriegsfolgen auf.

Die dritte Sektion setzte den Fokus auf die Geistlichen im Dienst des Vaterlandes (18.-20. Jh.) und wurde von WERNER K. BLESSING moderiert. Die spirituelle Kriegsmobilisierung erläuterte UTE PLANERT im Kontext vom Wandel religiöser Rituale anhand der Protestanten in den Koalitionskriegen. Als einen zentralen Punkt arbeitete sie heraus, dass die Geistlichen den Krieg legitimierten, indem sie diesen nun nicht mehr als Gottesstrafe, sondern als Erziehungsmittel bewerteten.

WOLFGANG WÜST untersuchte die Äußerungen zu Krieg, Krisen und Katastrophen bei den Geistlichen aus oberdeutschen Klöstern und Stiften um 1800. Er kam zu dem Ergebnis, dass Fremd- und Feindbilder sich einander zunehmend annäherten und neben der Konfessionsstärkung „bodenständige Lebensstrategien" vorzufinden waren.

ANGELA STRAUß stellte am Beispiel der preußischen Feldgeistlichen im 18. Jahrhundert die kollektive Kriegserfahrung anhand der Ratgeberliteratur heraus. Mit der geteilten, überindividuellen Erfahrung und der Entwicklung eines pastoraltheologischen Selbstbildes schrieben sich die Geistlichen selbst Handlungsempfehlungen.

Gegen den Verlust von Erfahrungsraum schrieben die Geistlichen in Ulm an. Deren Chroniken waren bei INGRUN KLAIBER Untersuchungsgegenstand für religiöse Kriegsdeutung zwischen 1789 und 1815. Die Wahrnehmung und Deutung des Ersten Weltkriegs in der deutsch-jüdischen Predigt stellte anschließend MARGIT SCHAD in ihrem Beitrag vor. Sie legte dar, wie im orthodoxen Judentum die Friedenspflicht zugunsten des Patriotismus aufgegeben wurde.

Die vierte Sektion zu den Kriegserfahrungen am Rande der Christenheit (16.-18. Jh.) moderierte HORST CARL. Den Johanniterordensritter auf Rhodos im Abwehrkampf gegen die Osmanen (1522) widmete sich zu Beginn der Sektion MATHIS MAGER. Das Wirken der Geistlichen lässt sich, so Mager, zwischen Kreuzzugsgedanken und landesherrlichem Selbstverständnis einordnen. Die Mystifizierung des Krieges wurde dann erst von der Rezeption in Europa geprägt. Ritterorden und Türkenkampf beschäftigten ebenso VLADO VON SCHNURBEIN, der sich mit der Bedeutung des Deutschen Ordens und des Johanniterordens für die Militärgrenze zum osmanischen Reich beschäftigte.

Der Friedenspflicht von Bischöfen wandte sich ANSCHLIEßEND MAGNUS VON HIRSCHHEYDT zu, der über den Koadjutor Wilhelm von Brandenburg-Ansbach als Feldherrn und die Öselsche Bischofsfehde sprach. Den Geistlichen in der Rolle von ‚Kriegstreibern' widmete sich schließlich FABIAN FECHNER, welcher die Jesuitenmissionare in Paraguay und die Eingeborenenmilizen bis zum Guaraníkrieg (1751-1756) abbildete. Dabei konnte er in seinem Vortrag zeigen, dass sich Beten und Töten in diesem Krieg nicht ausschlossen. Vielmehr ergaben sich für die Geistlichen mit der Erweiterung der Aufgaben neue Handlungsoptionen.

In der Abschlussdiskussion unter der Leitung von BERNHARD R. KROENER kamen nochmals die Aspekte Geistliche als Akteure, die Funktionalität von Religion und deren struktureller Wandel zur Sprache. Wobei sich zwei Grundkonstellationen unterscheiden lassen: Entweder agierten die Geistlichen auf der Seite der kriegsleidenden Bevölkerung oder auf Seiten der beteiligten Soldaten. Zugleich waren sie sowohl Träger der Frömmigkeit als auch Vermittler zur Obrigkeit, so dass sie sich am Wechselspiel zwischen Religion und Politik beteiligten. Daher verbalisierten sie gleichermaßen Kriegsmotivation und Erklärungsmuster zur Kriegsbewältigung. Um die differenzierten Darstellungen zu erfassen, darf deshalb mit Vorfreude der Tagungsband erwartet werden.

Carmen Winkel

Höchste Gerichtsbarkeit in Kriegszeiten. Eine Tagung des Netzwerkes für Reichsgerichtsbarkeit, der Gesellschaft für Reichskammergerichtsforschung und des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Wien (Wien, 2. bis 4. April 2008)

Seit 1999 veranstaltet das Netzwerk Reichsgerichtsbarkeit zusammen mit der Gesellschaft für Reichskammergerichtsforschung regelmäßig Nachwuchstagungen. In diesem Jahr fanden sich rund 30 Teilnehmer im Haus- Hof und Staatsarchiv in Wien ein, um die neuesten Forschungsergebnisse zur Reichsgerichtsbarkeit auszutauschen.

In fünf Sektionen wurde das Wirken von Reichskammergericht (RKG) und Reichshofrat (RHR), den beiden höchsten Gerichtsinstanzen im Alten Reich, in Kriegszeiten untersucht. Der zeitliche Rahmen spannte sich dabei vom frühen 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Nach einem Grußwort Leopold Auers, des Direktors des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Wien und Gastgebers der Tagung, eröffnete Steffen Wunderlich (Frankfurt/Main) die Konferenz.

In seinem kurzen Einführungsvortrag skizzierte er die Leitthemen der Tagung. Dazu gehörten u. a. die Fragen nach den Auswirkungen kriegerischer Ereignisse auf die Institutionen der Reichsgerichtsbarkeit und nach dem Einfluss bestimmter Prozesse auf das Kriegsgeschehen. Nach diesen einleitenden Worten führte Herr Auer die Tagungsteilnehmer persönlich durch die Räumlichkeiten des Archivs. Besonders die Besichtigung des Magazins mit seinen v. a. für die Reichsgerichtsforschung umfassenden Quellenbeständen ließen dabei die Herzen der Historiker und Rechstwissenschaftler höher schlagen.

In der ersten Sektion, die das Verhältnis von Krieg und RKG im 16. Jahrhundert zum Thema hatte, stellte Miriam Katharina Dahm

(Bochum) die Pfändungskonstitution der Reichskammergerichtsordnung von 1555 vor. Für Gläubiger stellte im 16. Jahrhundert die eigenmächtige Pfändung die einzige Möglichkeit dar, um zu ihrem Recht zu kommen. Vor allem territoriale Streitigkeiten wurden im 16. Jahrhundert mittels der Pfändungskonstitution ausgetragen. Indem sie die streitenden Parteien an den Verhandlungstisch zwang, trug die Pfändungskonstitution des RKG damit auch zur Vermeidung von Kriegen bei.

Im Anschluss daran referierte Steffen Wunderlich (Frankfurt/Main) über drei Folgeprozesse von Untertanen am RKG nach dem verlorenen Bauernkrieg. Dabei wurde deutlich, dass das RKG eine restriktive Rechtssprechung gegenüber den Bauern verfolgte, die dadurch entmutigt werden sollten, sich gegen ihre Herren aufzulehnen. Diese restriktive Rechtssprechung, so Wunderlichs Fazit, trug dabei aber letztlich auch zu einer Verrechtlichung der sozialen Konflikte zwischen Obrigkeit und Untertanen bei.

Die zweite Sektion befasste sich mit dem RHR zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Thomas Lau (Fribourg) machte am Beispiel der Reichsstadt Mühlhausen deutlich, wie sich die Verhaltensstrategien der Bürger gegenüber dem Kaiser während des Krieges änderten. Die Bürgergemeinde hatte gegen den reichsstädtischen Rat vor dem RHR prozessiert. Dieser war bemüht, die lokalen und regionalen Eliten von der Verlässlichkeit der kaiserlichen Justiz zu überzeugen. Der Bürgerprozess der Mühlhausener bedeutete eine Wende im Verhältnis zum Kaiser, der sich als „Protektor der Nation“ erfolgreich das Vertrauen der Bürger sichern konnte.

Anschließend stellte Ralf-Peter Fuchs (München) die Rolle des RHR im Normaljahrskrieg von 1651 dar. Die Auseinandersetzung zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzog von Pfalz-Neuburg, auch als Düsseldorfer Kuhkrieg bekannt, hatte sich am Streit um das Herzogtum Cleve entzündet. Der RHR konnte erfolgreich zwischen den beteiligten Parteien vermitteln und damit die unmittelbar bevorstehenden Kampfhandlugen abwenden. Dabei hatte er selbst kurzzeitig ein militärisches Vorgehen erwogen. Das Beispiel verdeutlichte, dass sich der Reichshofrat nicht nur als

Gericht, sondern vielmehr auch als kaiserlicher Friendensvermittler verstand.

In der dritten Sektion stand das RKG während des Dreißigjährigen Krieges im Mittelpunkt. Markus Meumann (Halle) widmete sich in seinem Referat der Frage, welche Auswirkungen der Krieg auf die verhandelten Streitfälle hatte. Für den thüringisch-sächsischen Raum (einschließlich Anhalts) kam er zu dem Schluss, dass v. a. finanzielle Streitigkeiten vor dem RKG verhandelt wurden. Meumann schloss mit dem Fazit, dass sowohl für die Untertanen als auch für das Gericht selbst in Kriegszeiten die Gültigkeit des Rechts außer Frage stand.

Die Nutzung des RHR und des RKG durch die protestantischen „Miniatur-Reichsstände" Nassau und Waldeck war anschließend das Thema von Anette Baumann (Wetzlar). Sie beschrieb, wie sich das Prozessverhalten und das Verhältnis der beiden Territorien zum Kaiser änderte. Beide nutzten und riefen die beiden höchsten Reichsgerichte als ergänzende Institutionen an.

Den Schlusspunkt des ersten Tages setzte der öffentliche Abendvortrag von Ralf Pröve (Potsdam). Der mit dem frühneuzeitlichen Militärsystem einhergehende Kulturtransfer stand dabei im Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Die massenhafte Wanderungsbewegung der Soldaten in Europa verursachte einen kulturellen Austausch über Personen der unteren Stände, der von der Forschung bisher unbeleuchtet blieb.

Der Fokus der vierten Sektion lag auf dem Wismarer Tribunal im 18. Jahrhundert. Jana Zimdars (Rostock) analysierte anhand der Gerichtsakten des Tribunals, wie die Bürger der Garnisonsstadt Wismar mit den Belastungen durch das Militär umgingen. Dabei kam sie zu dem Schluss, dass die Bürger durchaus gute Chancen hatten, ihre Rechte vor dem Wismarer Tribunal durchzusetzen. Der Vortrag von Nils Jörn (Wismar) stellte die Funktions- und Arbeitsweise des Tribunals vor und zeigte dabei v. a. die Probleme des Gerichts in Kriegszeiten auf.

Die fünfte und letzte Sektion stand dann ganz im Zeichen des wissenschaftlichen „Nachwuchses“. Das Netzwerk Reichsgerichtsbarkeit versteht sich in erster Linie als eine Plattform für junge Wissenschaftler, die im weitesten Sinn über die Reichsgerichte forschen und gibt mit den Nachwuchstagungen diesen die Möglichkeit, ihre Projekte vorzustellen.

Alexander Denzler (Augsburg) befasste sich mit der Visitation des Reichskammergerichts von 1767 bis 1776 als mediales Großereignis. Die neunjährige Visitation entwickelte sich zu einem publizistischen Schlagabtausch, der verdeutlichte, dass die Visitation vor allem eine politische Angelegenheit war.

Amt und Prestige der Kammerrichter untersuchte Maria v. Loewenich (Münster) in ihrem Vortrag. Die Nähe zum Kaiser machte dabei die besondere Attraktivität dieses Amtes aus. Die Kammerrichter waren eben nicht nur Richter, sondern auch Repräsentanten des Kaisers.

Michael Jack (Bochum), der dritte Referent der Sektion, befasste sich mit dem Kaiserlichen Landgericht zu Rottweil und dessen Verhältnis zum Reichskammergericht. Die Gründung des Reichskammergerichts stärkte besonders den Landesherrn, dem nun eine weitere Appellationsinstanz offen stand. Beide Gerichte standen somit in Konkurrenz zueinander.

Im Anschluss daran stellte Verena Kasper (Graz) die Frankfurter Judengemeinde am RHR unter der Herrschaft Joseph II. dar. Der letzte Referent André Griemert (Wien) verglich die jüdischen Prozesse vor dem Reichshofrat während der Regierung von Ferdinand III. und Franz I. Stephan.

Die Tagung hat gezeigt, dass die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Reichsgerichtsbarkeit noch am Anfang steht und die außerordentlich reichhaltigen, aber zerstreuten Quellenbestände eine äußerst facettenreiche Beschäftigung mit dieser Thematik ermöglichen. Die Beiträge der Tagung haben deutlich gemacht, dass es zudem vielfältige Annäherungen an das Thema und den Aktenbestand gibt. So wurden neben rechts- und verfassungsgeschicht-

lichen Forschungen auch sozial-, mentalitäts- und militärwissenschaftliche Fragestellungen vorgestellt.

Rezensionen

Maren Lorenz, Das Rad der Gewalt. Militär und Zivilbevölkerung in Norddeutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg (1650-1700), Köln u. a. 2007, 434 S., 57,90 € [ISBN 978-3-412-11606-4].

Das konfliktreiche Verhältnis zwischen Militär und ziviler Bevölkerung war in der Frühen Neuzeit ständiges Brennpunkthema. Die zeitgenössischen Berichte über Gewalthandlungen der Soldaten sowohl an der Zivilbevölkerung der gegnerischen Partei als auch an den Untertanen der eigenen Kriegsherren sind unüberschaubar. Seit dem Aufschwung der ‚neuen Militärgeschichte' gehört dieses Thema zu den Kernbereichen des Forschungsinteresses, da die Analyse der Konflikte zwischen Militär und Bevölkerung Erkenntnisse über strukturelle Probleme militärischer Organisation sowie über die Stellung des Militärs in der Gesellschaft der Frühen Neuzeit verspricht. Allerdings gibt es bisher kaum Untersuchungen, die sich ausschließlich auf dieses Problem konzentrieren und es auf der Länge eines ganzen Buches systematisch ergründen. Insofern schließt Maren Lorenz mit ihrer Habilitationsschrift zum Gewaltverhältnis zwischen Militär und Zivilbevölkerung in den schwedischen Provinzen Norddeutschlands im Zeitraum von 1650-1700 eine Forschungslücke.

Dabei nimmt sie sich erfreulich viel vor und zeigt ein unbeirrbares Gespür, vermeintliche Selbstverständlichkeiten der Historischen Forschung in Frage zu stellen. So rüttelt sie an Mythen und Gemeinplätzen, wie der Ansicht, der Westfälische Frieden sei eine Zäsur gewesen, die zu bedeutend weniger Krieg, Gewalt und Präsenz von Militär im Alltag der zivilen Bevölkerung geführt habe. Auch habe, so Lorenz, nach dieser Zäsur keineswegs übergangslos die Epoche der stehenden Heere begonnen, die die Söldnerkriegsführung zu einem Relikt der Vergangenheit gemacht habe. Der zentrale Angriff gilt jedoch der These, dass die langsame Etablie-

rung stehender Heere und die wachsende staatliche Kontrolle über die Armeen zu einer Einhegung von militärischer Gewalt gegenüber der Bevölkerung geführt hätten.

Die Wahl von Untersuchungsgebiet und Untersuchungszeitraum ist daher geschickt. Denn die schwedischen Territorien im Reichsgebiet waren damals alles andere als friedliche Gebiete. Die Autorin zeigt bereits in der Einleitung und in ihrem Kapitel über die „Geopolitischen und sozio-militärischen Rahmenbedingungen", wie zahlreiche kriegerische Auseinandersetzungen im norddeutschen Raum sowie Durchmärsche, Rekrutierungen und Einquartierungen für eine stetige Präsenz einer großen Zahl von Soldaten in Stadt und Land gesorgt haben. Die Belege für gewaltsame Übergriffe und Konflikte zwischen Soldaten und Bevölkerung werden dabei so eindringlich vorgebracht, dass die Illusion einer im Gegensatz zum Dreißigjährigen Krieg eher friedlichen Zeit schnell zerschlagen ist. Betont werden muss, dass sich die Autorin mit der Wahl von Untersuchungsgebiet und -zeitraum an bisher wenig erforschtes Terrain heranwagt. Den schwedischen Territorien ist von der deutschen Geschichtswissenschaft lange Zeit wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden und gleiches gilt auch für den Zeitraum von 1650-1700. Die Militärgeschichte hat sich bisher in der Auseinandersetzung mit der Absolutismusforschung viel stärker auf das 18. Jahrhundert konzentriert oder die Zeit der Landsknechte und Reisläufer vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges in den Blick genommen.

Der Zeitraum dazwischen stand hingegen äußerst selten im Zentrum. Eine Forschungslücke, zumindest für den Untersuchungszeitraum, ist zudem auch das Quellenmaterial der Militärgerichtsakten, mit dem Maren Lorenz primär arbeitet. Dank der guten Überlieferung für die schwedischen Territorien gelingt es der Autorin, aufschlussreiche Einblicke in die Konfliktlagen zwischen Militär und Bevölkerung zu gewähren und vor allem, und darin besteht die neue Perspektive, die ihre Arbeit eröffnet, den Umgang mit den Konflikten innerhalb des Militärs nachzuvollziehen.

Um es gleich vorweg zu nehmen, die Analysen der Gewalthandlungen sind erfreulich differenziert. Indem die Autorin immer wieder die Reaktionen der Militärjustiz auf die Konflikte und deren Konfliktlösungsstrategien aufdeckt, kann sie Logiken in der militärgerichtlichen Bearbeitung von gewaltsamen Konflikten darlegen. Dies führt nicht immer zu gänzlich neuen Einsichten in die Problemlagen und deren Ursachen. Jedoch gelingt es Lorenz am Material zu zeigen, was bisher oftmals eher Spekulation und Vermutung blieb. So kann sie etwa immer wieder die Abgrenzung zwischen den Partikulargerichtsgewalten von Militär, lokalen Autoritäten und Landesherrschaft herausarbeiten, die effektive Konfliktbearbeitung stark behinderte. Der Militärjustiz bot sich somit häufig die Möglichkeit, aus strategischem Kalkül Soldaten, die an Konflikten mit der Bevölkerung beteiligt waren, zu schonen. Erfahrene Söldner konnten zu wertvoll sein, um sie durch Todesstrafen zu verlieren. Die Demonstration von Stärke gegenüber Bauern und Bürgern wurde zudem von den Angehörigen des Militärgerichts oft als notwendige Ehrverteidigung anerkannt. Innermilitärische Gewaltkonflikte wurden im Unterschied dazu mit deutlich größerem Engagement durch die Militärgerichte aufgearbeitet, schon alleine, weil hier die Bedrohung interner Ordnung, Disziplin und Kontrolle befürchtet wurde.

Besonders hervorzuheben sind Passagen, in denen sich die Autorin dem Komplex sexualisierter Gewalt zuwendet. Dabei entzieht sie sich konsequent den sonst oft herangezogenen extrem verkürzten, soziobiologischen Erklärungen und stellt sich der Komplexität des Themas.

Für die Militärgeschichte weiterführend sind zudem die Ergebnisse zum „Corps de garde“ in Garnisionsstädten, das nicht nur militärpolizeiliche Aufgaben übernahm und häufig in Kompetenzkonflikte mit dem städtischen Sicherheitspersonal geriet, sowie zu den militärischen Exekutionen, die von der Autorin passend als „Multifunktionstool“ beschrieben werden. Diese janusköpfige Praktik legitimierte ökonomisch motivierte Übergriffe, wurde zur privaten Rache genutzt und führte zur Einbeziehung von Soldaten

in lokale Konflikte. Gut nachvollziehbar ist das systematische Vorgehen. So ermöglicht beispielsweise die Gliederung des Materials nach Konfliktinhalten und Konfliktkonstellationen, differenzierte Aussagen über die Gewaltverhältnisse bei spezifischen Situationen, wie Einquartierung und Durchmarsch, an spezifischen Orten, wie Quartier, Wirtshaus oder Straße und vor allem bei unterschiedlichen sozialen Zugehörigkeiten der Beteiligten.

Voraus gehen diesen Analysen allerdings umfangreiche Kapitel über die strukturellen Bedingungen der politischen und militärischen Lage sowie über die schwedische Militärjustiz. Hier wäre an manchen Stellen weniger durchaus mehr gewesen, denn bevor man zu den Formen der Gewalt und deren Wahrnehmungen und Legitimationen vordringt, wird man doch etwas zu ausführlich über die Rahmenbedingungen aufgeklärt. Kritisch anzumerken ist zudem, dass die Analyse sehr stark darauf abhebt, dass es besonders die Anforderungen an die männliche Ehre, geballt mit dauerhaftem Alkoholkonsum waren, die die Gewalt bedingten. So bleibt der Eindruck zurück, dass Männer (nicht nur Soldaten) in der Frühen Neuzeit ständig alkoholisiert waren und zudem permanent unter dem Druck standen, sich ihrer geschlechtsspezifischen Ehre durch Gewalthandlungen zu versichern. In dieser Pauschalität ist das mitunter nur schwer nachzuvollziehen. Vielleicht erklärt sich diese Schlussfolgerung aber auch dadurch, dass die Autorin nahezu ausschließlich Gerichtsakten heranzieht, die eben nur aufgrund von gewaltsamen Konflikten entstanden und in denen (männliche) Ehre und Alkohol stereotype Erklärungen für Konflikte sind. Mit anderen Worten: Wer nur Quellen liest, die über Gewalt berichten, muss zwangsläufig den Eindruck ubiquitärer Gewalt haben. Vielleicht hätte eine punktuelle Heranziehung von Quellen, die ihre Existenz nicht der Regelung von Konflikten verdanken, die Erklärungsansätze noch bereichern können.

Der Schlussteil wartet mit pointierten Thesen auf: Für die Soldaten konstatiert Maren Lorenz eine Gewaltgewöhnung im Militär und eine weitgehende Gewaltgewährung durch die Vorgesetzten. Männliche Ehrvorstellungen und Alkohol hätten zudem das Ge-

waltklima gefördert. Das Resultat sei, so Lorenz, eine Abnutzung ethischer Vorbehalte gegenüber Gewalt gewesen. Die lasche juristische Handhabung der Gewaltvergehen von Offizieren habe die einfachen Soldaten in ihrem Gewalthandeln noch bestärkt, da dies als erfolgreiches Modell vorgelebt worden sei. Die weitreichende Akzeptanz der Militärjustiz von Gewaltvergehen habe vor allem darauf gegründet, dass das Militär auf die Versorgung durch die Bevölkerung angewiesen war. Der Militärjustiz wird dabei eine reine Alibifunktion bescheinigt, die das System Militär als Ordnungsmacht legitimieren sollte, obwohl es sich geradezu parasitär und bedrohlich auch gegen die eigene Bevölkerung wandte. Dabei sei die Gewalt des Militärs gegenüber der Bevölkerung von den Herrschaftsträgern sogar gewollt und geduldet gewesen, denn sie profitierten selbst von diesen Verhältnissen.

Insgesamt betrachtet ist Maren Lorenz ohne Frage ein Beitrag zur Militärgeschichte der Frühen Neuzeit gelungen, der in den zukünftigen Diskussionen zu Recht Berücksichtigung finden wird. Das gilt nicht nur für ihre streitbaren Thesen, sondern auch für das aufbereitete Material, die differenzierten Einzelanalysen und das methodisch anspruchsvolle Vorgehen.

Jan Willem Huntebrinker

Volker Schobeß, Die Leibgarde Friedrichs des Großen. Statusdenken und Sozialprestige – Geschichte einer preußischen Elite, Berlin 2006, 200 S., 49,80 Euro [ISBN (10) 3-89626-274-2, ISBN (13) 978-3-89626-274-5]

Sucht man nach modernen, d.h. methodisch an der neuen Militärgeschichte ausgerichteten Regimentsgeschichten der preußischen Armee, so wird man schnell merken, das diese auf dem Buchmarkt

schlichtweg nicht existieren.[1] Untersuchungen zur Regimentskultur und sozialen Zusammensetzung der militärischen Einheiten gehören bis heute zu den Desideraten der neuen Militärgeschichte. Dabei wären gerade solche Untersuchungen wichtig, um das Binnengefüge der frühneuzeitlichen Armeen in seiner Vielfalt verstehen zu können. Volker Schobeß hat in seiner Untersuchung das Hauptaugenmerk auf das Bataillon Leibgarde König Friedrichs II. gelegt, berichtet darüber hinaus aber auch kenntnisreich von den übrigen Potsdamer Garderegimentern. Die Garderegimenter nahmen in allen europäischen Armeen der Frühen Neuzeit eine Sonderstellung ein. Ihnen gehörte die besondere Gunst des Königs, die sich in vielen Privilegien und am augenfälligsten in prächtigen und kostspieligen Uniformen widerspiegelte. Kenntnisreich führt der Autor durch die doch recht verwickelte Entstehungsgeschichte der Garderegimenter. Zwar hatte der junge König direkt nach seiner Thronbesteigung im Jahr 1740 die alte Garde seines Vaters, die berühmten „langen Kerls" aufgelöst, doch fanden sie zu großen Teilen in der soeben gegründeten „Regimentsgarde" ein neues militärisches Zuhause. Die Leibgarde nahm unter den „Eliteregimentern" eine Sonderstellung ein, war sie doch direkt dem König unterstellt, der die Truppe auch täglich exerzierte und sich um alle Dienstangelegenheiten persönlich kümmerte (S. 43). Der König trug zeit seines Lebens immer die Uniform seiner Garde und brachte damit die enge Beziehung zu „seinen" Soldaten zum Ausdruck.

Die besondere Vertrauensstellung des Königs zu seinen „Gardesoldaten", die meisten kannte er persönlich, sowie die vielen Vergünstigungen (höherer Sold, gesicherte Versorgung bei Dienstunfähigkeit) schufen einen festen Korpsgeist und eine besondere Loyalität zum König, die sich besonders in Kriegszeiten bemerkbar machten. Zu den zentralen Aufgaben der Leibgarde gehörte der Schutz des Monarchen; doch war der König auf dem Schlachtfeld

[1] Eine Ausnahme ist die quellengesättigte Arbeit von Jürgen Kloosterhuis: Jürgen Kloosterhuis, Legendäre „lange Kerls". Quellen zur Regimentskultur der Königsgrenadiere Friedrich Wilhelm I. 1713-1740, Berlin 2003.

auch ständig von Angehörigen seiner Garde umgeben. Schobeß betont die besondere Opferbereitschaft der Leibgarde in den drei Schlesischen Kriegen einschließlich des Siebenjährigen Krieg und führt dazu die hohen Verlustzahlen der Leibgarde an, die besonders bei der Schlacht von Kolin einen hohen „Blutzoll" zahlte (S. 129). Dabei verschweigt der Autor auch nicht die Führungsfehler des „roi connétable", also der persönlichen militärischen Führung durch den König, die u. a. zu den massiven Verlusten in den Schlachten von Hochkirch und Kolin führten (S. 168).

Neben der ausführlichen Schilderung der „Kampfhandlungen" geht Schobeß auch auf die Lebens- und Dienstbedingungen der Garde ein, die in der „Soldatenstadt" Potsdam untergebracht waren. Seinen im Vorwort formuliertem Anspruch, mit diesem Buch auch einen Beitrag zur „Sozialgeschichte" des preußischen Heeres liefern zu können (S. 9), kann er dabei nicht ganz einhalten. Dafür wäre die systematische Auswertung quantifizierbarer Quellen wie beispielsweise Militärkirchenbücher notwendig gewesen. Trotzdem gelingt es dem Autor, ein lebendiges Bild der Lebens- und Dienstbedingungen der Potsdamer Garderegimenter zu zeichnen. Anschaulich schildert er so manche Anekdote, etwa über die Auswirkungen der rigiden Heiratsbeschränkungen in der Garde, die zwangsläufig zu einer Zunahme der unehelichen Geburten und laut Schobeß zu ungezügelter Promiskuität unter den Gardisten führte (S. 95). Ganz so ungezügelt aber dürfte es in der preußischen Armee nicht zugegangen sein. Von Seiten der Obrigkeit hatte man für die Frauen, die gezwungenermaßen ohne Trauschein mit ihrem Soldaten zusammenlebten, den Status der „Soldatenliebsten" eingeführt. Dabei handelt es sich um ein alternatives Ehekonzept, das beiden Partnern Rechte sicherte, die sonst nur verheirateten Eheleuten vorbehalten waren, und legalisierte damit diese Partnerschaften, denen die preußische Armee den Trauschein verwehrte.[2] Allgemein handelt es sich bei dem liebevoll gestalteten

[2] Dazu ausführlich die Dissertation von Beate Engelen, Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisonsgesellschaft im späten 17. und im 18. Jahrhundert, Münster 2005, S. 555.

Buch, hervorzuheben sind die vielen farbigen Abbildungen und der umfangreiche Anhang, um ein populärwissenschaftliches Werk über die Leibgarde Friedrichs II. Dem interessierten Leser wird zwar ein äußerst facettenreiches Bild der preußischen Gardesoldaten geboten, doch bleiben einige Schilderungen zu sehr an der Oberfläche.

Carmen Winkel

Beate Engelen, Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisonsgesellschaft im späten 17. und 18. Jahrhundert, Münster u. a. 2005, (= Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 7), 672 S., 59,90 € [ISBN 3-8258-8052-4].

Bereits 2005 erschien die an der Universität Potsdam erarbeitete Dissertation von Beate Engelen über Soldatenfrauen in Preußen in der Schriftenreihe des AMG. Die Arbeit widmet sich erstmalig in diesem Umfang dem Phänomen ‚Frauen und Militär' in der Frühen Neuzeit.

Nach einer kurzen Schilderung des Szenarios, dass seit der Antike Frauen in den europäischen Armeen präsent waren, folgt eine gut gegliederte Einordnung des Themas in die aktuelle Forschung. Nach der Einordnung der Untersuchung in die relevanten Themengebiete (Sozialdisziplinierung und Militarisierung, Alltags-, Kultur- und Geschlechterforschung u. a.) folgt die Definition des Personenkreises. Diese wirft zugleich ein Licht auf die Sozialstruktur des brandenburg-preußischen Militärs. Als Soldatenfrauen werden in der Studie nicht nur die mit einem Militärangehörigen verheirateten und in den Quellen deshalb als Soldatenfrauen o. ä. bezeichneten Frauen in die Untersuchung einbezogen, sondern auch alle, die im „engeren Kreis dieses diffusen sozialen Beziehungsgeflechts", also unverheiratet mit einem Soldaten zusammenlebten (S. 27). Nach der Klärung des Untersuchungszeitraums und

-gebietes skizziert Engelen das Problem der Quellen und erklärt Methode und Vorgehen. Die Arbeit möchte die Lebensumstände der Soldatenfamilien und insbesondere der Frauen, ihre persönlichen sowie die politischen Motivationen der Beteiligten in drei Bereichen erschließen: Familie, Garnisonsgesellschaft sowie politischem System staatlicher Herrschaft und Verwaltung. Entsprechend ist die Arbeit gegliedert: Zunächst (Kap. 2) stehen die Soldatenfamilien im Vordergrund. Engelen schildert die allmähliche Entstehung rechtlicher Rahmenbedingungen für Soldatenpartnerschaften. Mit der Herausbildung des stehenden Heeres wurden die Eheangelegenheiten immer mehr aus dem kirchlichen bzw. persönlichen Verantwortungsbereich gelöst und unter die Aufsicht des Militärs gestellt. Das ganze 18. Jahrhundert ist durchzogen von Versuchen, Regelungen zu finden, die von den Soldaten und ihren Partnerinnen akzeptiert wurden und gleichzeitig dem Militär nicht schadeten. Engelen stellt diese Entwicklung dar und zeigt, wie für die Soldaten durch Partnerschaft und Familie zwei Lebensbereiche konkurrierten. Da zahlreichen Soldaten (nicht nur in der preußischen Armee) der Ehekonsens verweigert wurde, lebten viele in unehelichen Beziehungen, so genannten Konkubinaten. Zu einem der wesentlichen Ergebnisse Engelens gehört wohl die Feststellung, dass in Preußen diesen offiziell „Soldatenliebsten" genannten Frauen – zumindest in Berlin und Potsdam – ein rechtsrelevanter Status gewährt wurde (S. 109 ff). Engelen thematisiert weiterhin ausführlich die Lebensbedingungen der Familien, ihres Vermögens und Besitzes sowie die Möglichkeiten des Broterwerbs, die Arbeitspflichten und die Situation der Soldatenkinder. Es wird deutlich, wie stark die Soldatenfamilien selbst über den Abschied der Männer hinaus von der Erwerbsarbeit der Frauen abhängig waren. Kapitel zwei schließt mit einer kurzen Schilderung zeitgenössischer sozialer Utopien, die die strukturellen Bedingungen der Armut großer Teile der Militärbevölkerung thematisierten und kritisierten.

Im folgenden, dritten Kapitel wird der Begriff „Garnisonsgesellschaft" erläutert und die Struktur dieses Bevölkerungsteils in allen Facetten (Einquartierung, Kasernen, Gewerbe, Handel) dargestellt.

Obwohl der Begriff Garnisonsgesellschaft inzwischen etabliert ist und vielleicht besser als jeder andere die Spezifika dieser Bevölkerungsgruppe impliziert, scheint er doch immer noch ein Synonym für den Begriff Militärbevölkerung (in der Frühen Neuzeit) zu sein. Zu dieser Gruppe wurden im 18. Jahrhundert (im Gegensatz zur späteren Zeit) alle zu Soldaten und Offizieren gehörenden Personen gezählt. Diese Gruppe war in vieler Hinsicht von anderen Bevölkerungsgruppen getrennt, weil beispielsweise sämtliche Mitglieder üblicherweise dem Militärrecht unterstanden, es eine innere Ordnungs- und Organisationsstruktur gab. Zugleich war die Militärbevölkerung des 18. Jahrhunderts durch ihre spezielle Wohn- und Arbeitssituation in das Lebensumfeld der Städte integriert. Vor allem in bezug auf die Frauen waren sogar die Zuständigkeitsbereiche der Behörden immer eng miteinander verwoben, seien es die „Aufsicht" über die Frauen in Kriegszeiten oder Handwerks- und Gewerbeangelegenheiten. Engelen gelingt es, unterstrichen durch zahlreiche Quellenbelege, beide Aspekte – Integration und Besonderheit – deutlich herauszustellen. Die militärische Zurückhaltung Friedrich Willhelms I. habe die Integration der Militärbevölkerung unterstützt, hingegen habe mit den Kriegen Friedrichs II. eine Phase wachsender sozialer Distanz begonnen. Dabei muss jedoch die Entwicklung in den großen Garnisonsstädten Berlin und Brandenburg von denen in den kleineren Städten deutlich unterschieden werden.

Kapitel drei endet mit zwei Spezialfällen: Wie anfällig das ausgewogene System der Garnisonsgesellschaft im Kriegsfall war, stellt Engelen in einem eigenen Abschnitt dar. Trotz einer wachsenden Professionalisierung griff die Armeeorganisation auch weiterhin im Feld auf die Dienste (Kochen, Waschen, Marketenderdienste, Krankenpflege) von Frauen zurück. Doch auch andere Gründe, von denen die materielle Not in der Garnison einer der häufigsten war, ließen Frauen ihren Männern ins Feld folgen. Engelen geht darüber hinaus auf die Lebensbedingungen im Feld, die Funktion der Frauen bei der Armee und für die Verbindung zur Gar-

nisonsgesellschaft sowie den Spezialfall selbst Waffen und Uniform tragender Frauen ein.

Den zweiten Spezialfall bilden die Soldatenfrauen auf dem Land. Sie waren meist die Frauen von Kantonisten oder Invaliden. Im Gegensatz zu den Frauen in der Garnison unterstanden sie weiterhin dem Recht ihrer Gutsherrschaften und landesherrlichen Domänen. In ihre Dorfgemeinschaft waren sie selbstverständlich integriert. Engelen zeigt die Unterschiede zu den Frauen in der Garnison auf und bilanziert, inwiefern die Probleme der ländlichen Soldatenfrauen die Auflösung des ständischen Systems und die Entwicklung eines allgemeinen Rechts beeinflussten.

Im vierten Kapitel werden Soldatenfrauen unter der Aufsicht des Staates dargestellt. Zum einen habe sich die Garnisonsgesellschaft spätestens seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in eine Richtung entwickelt, die ein Eingreifen staatlicher Autoritäten notwendig machte. Besonders für die Familienmitglieder der Militärangehörigen musste der Staat mehr Verantwortung übernehmen. Nach einer einleitenden Schilderung des militärischen Rechts- und Versorgungssystems zeigt Engelen die Versuche des staatlichen Eingreifens und die dabei zutage tretenden Strukturprobleme an den Formen der Unterstützung der Soldatenfamilien im Krieg, der Versorgung mit Brennholz, die Sorge um die Kinder am Beispiel des Militärwaisenhauses und der Versorgung der Invalidenfamilien. Unklare Rechtsverhältnisse und Zugehörigkeiten sowie die Defizite der frühmodernen Verwaltung (z. B. uneinheitliche Servisregelungen) waren die Gründe, warum die Ziele des staatlichen Eingreifens selten erreicht wurden und das gesamte Konzept der Garnisonsgesellschaft schließlich scheiterte. Verstärkt wurde dieser Prozess durch die zunehmende Kriminalisierung der Militärbevölkerung und besonders der zu ihr gehörenden Frauen. So verwischten gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Grenzen zwischen den Soldatenliebsten und angeblichen „Soldatenhuren“.

In Kapitel fünf fasst Engelen ihre Ergebnisse knapp und prägnant zusammen und gibt einen Ausblick auf die weitere Entwicklung, z. B. den allmählichen Ausschluss der Frauen aus der militärischen

Gerichtsbarkeit und den traditionell weiblichen Arbeitsbereichen im Militär sowie die Auflösung der Garnisonsgesellschaft zugunsten anderer Formen des Zusammenlebens zwischen Militär- und Zivilbevölkerung.

Der Rückbezug auf die in der Einleitung skizzierten großen Diskussionen in der Militärgeschichte wird im Resümee in angemessener Form noch einmal kurz aufgenommen. Wenig in den Zusammenhang eingebettet muten hingegen die kurzen Einschübe zu den Begriffen „Verbürgerlichung" und „Urbanisierung" an (S. 139 und 221), auf die auch später kein Bezug genommen wird. Dem Buch hätte überdies eine (allerdings von vielen Verlagen eingesparte) letzte gründliche Durchsicht gut getan. Leider sind auch die zahlreichen Abbildungen mangelhaft reproduziert, so dass wichtige Details teilweise gar nicht zu erkennen sind.

Nichtsdestotrotz bleibt festzuhalten, dass die gesamte Arbeit sinnvoll gegliedert und sehr gut zu lesen ist. Die im Anhang enthaltenen Tabellen, umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnisse sowie das Register ergänzen den Text und ermöglichen ein schnelles Nachschlagen zu einzelnen Themen. Da Engelens Buch erstmalig die Geschichte der Soldatenfrauen derartig umfangreich schildert, sind die häufigen ausführlichen Quellenzitate sowohl in den Fußnoten als auch im Text aufschlussreich. Im Ganzen ist Engelens Studie durch die Zusammenführung der Ergebnisse vieler verschiedener Einzelstudien und einer enormen Menge bis dahin noch nicht erschlossener Quellen mit dem Fokus auf den Soldatenfrauen ein wichtiger Meilenstein für die Sozialgeschichte des Militärs in der Frühen Neuzeit.

Dorit Schneider

Thomas Fuchs, Bibliothek und Militär. Militärische Büchersammlungen in Hannover vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Mit einem Katalog der Handschriften der ehemaligen Wehrbereichsbibliothek II in der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek, Frankfurt am Main 2008, 206 S., 64 € [ISBN 978-3-465-03580-0].

Militärbibliotheken stellen sowohl innerhalb der Militärgeschichte als auch der Bibliotheksgeschichte ein vernachlässigtes Forschungsgebiet dar. Selbst die Aufklärungsforschung hat dem Buchbesitz von Offizieren bzw. den Büchersammlungen militärischer Einheiten nur am Rande Aufmerksamkeit geschenkt. Es ist dem Verfasser vorliegender Arbeit, die auf einer Staatsexamensarbeit für den höheren Bibliotheksdienst fußt, sehr zu danken, hier für neue Ein- und Ausblicke gesorgt zu haben. So waren Militärbibliotheken einerseits in der zweiten Hälfte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts verbreitete Phänomene („Kinder der Aufklärung", S. 122), als diese Einrichtungen genutzt wurden, um die Offiziere zur Humanität zu erziehen und waffentechnisch und taktisch zu schulen; andererseits standen Militärbibliotheken nach dem Ersten Weltkrieg bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts im Zuge der Konstituierung der sogenannten Wehrwissenschaften erheblich wieder im Aufwind. In beiden Fällen, in beiden Boomzeiten, spielten wissenssoziologische, militärische und gesellschaftliche Entwicklungen bei der Generierung und Nutzung militärischer Büchersammlungen eine entscheidende Rolle. Es spricht für die besondere Qualität der Untersuchung, dass dieser Konnex thematisiert und am Beispiel der Militärbibliotheken in Hannover untersucht worden ist. Dabei werden jeweils die strukturellen Entwicklungen des militärischen Bibliothekswesens über die reine Institutionengeschichte hinaus in allgemeine historische Prozesse eingeordnet und damit die Bibliothek als kulturelle, sich wandelnde wie wandelbare Manifestation begriffen.

Der Darstellung beigefügt ist ein umfangreicher Anhang. Zunächst wird auf fast 70 Seiten der Katalog der Handschriften der ehe-

maligen Wehrbereichsbibliothek II in Hannover aufgeführt und dabei die einzelnen Handschriften und deren Herkunftsgeschichte recherchiert; anschließend in einem kleineren Abschnitt der persönliche Buchbesitz des Artilleriegenerals Georg Julius Hartmann wiedergegeben.

Ralf Pröve

Ankündigung

Horst Carl (Gießen), Ute Planert (Wuppertal)

CfP: ‚Militärische Erinnerungskulturen' – Gemeinsame Tagung des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit und des Teilprojektes B 10 des SFB 434 ‚Erinnerungskulturen' (Gießen) vom 10. bis 12. 9. 2009 im Gästehaus der Justus-Liebig-Universität Gießen

Erinnerungen an eine gemeinsame Geschichte, Vergangenheitsbezüge und Traditionsbildung stiften Gemeinschaft, sie verschaffen Kollektiven eine Identität und die Möglichkeit, sich gegenüber anderen gesellschaftlichen Gruppierungen abzugrenzen. Gerade für das Militär, wie es sich in der Frühen Neuzeit als eigene gesellschaftliche Formation ausdifferenzierte, lässt sich der Zusammenhang von kollektiver Identität und einer eigenen Erinnerungskultur besonders deutlich akzentuieren – noch die ‚Traditionserlasse' der Bundeswehr verweisen darauf, welch hohe Bedeutung gerade in der gesellschaftlichen Gruppierung des Militärs Traditionsstiftungen für die Grundlegung einer eigenen Identität beigemessen wird.

Der Zusammenhang von kollektiven Identitäten und Erinnerungskulturen ist vor allem von der mediävistischen Memoria-Forschung früh herausgearbeitet worden; diese Interdependenz tritt in der Frühen Neuzeit noch deutlicher hervor, weil die identitätsstiftenden Erinnerungskulturen sozialer Gruppen sich der Dynamik einer sich im 18. Jahrhundert zunehmend ausdifferenzierenden Gesellschaft nicht entziehen konnten. Dies gilt auch für das Militär, dessen Angehörige mit der Herausbildung der Stehenden Heere sowie deren Monarchisierung und später Nationalisierung eine spezifische Gruppenidentität ausbildete – am ausgeprägtesten wohl in Preußen.

Die gesellschaftliche Dynamik der Sattelzeit ließ überkommene Vergangenheitsbezüge fragwürdig oder in zunehmendem Maße

anachronistisch erscheinen. Angesichts der politischen Umwälzungen mussten auch neue Traditionen in Gestalt neuer Eigengeschichten konstruiert werden, in denen militärische Erinnerungskulturen eine bedeutende Rolle spielten. Dies betraf freilich nicht nur militärische Einheiten oder Organisationen, die sich im Rahmen einer verstärkten Professionalisierung auch zunehmend ihrer eigenen Traditionen und Vergangenheitsbezüge versicherten. Auch die Geschichtskonstruktionen übergreifender Kollektive, namentlich des zunehmend dominierenden Kollektivs der Nation, nahmen in ihre identitätsstiftenden Geschichtskonstruktionen bevorzugt prägende militärische Ereignisse oder spezifisch militärische Traditionsbildungen auf. „Militärische Erinnerungskulturen" bezeichnen deshalb sowohl die Konstruktion von Eigenidentitäten des Militärs als spezifischer Gruppierung als auch den Stellenwert militärischer Vergangenheitsbezüge für einen allgemeinen Umgang der jeweiligen Gesellschaften mit Geschichte.

Das Thema ‚militärische Erinnerungskulturen' schlägt einen Bogen vom Spätmittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Zugleich steht die Tagung des Arbeitskreises ‚Militär und Gesellschaft' in der Kontinuität der vorherigen Tagungen, die jeweils spezifisch militärgeschichtliche Fragestellungen in den Kontext allgemeiner sozial- oder kulturgeschichtlicher Entwicklungen und Tendenzen der Geschichtswissenschaften gestellt haben. Angeknüpft wird an aktuelle kulturgeschichtliche Diskussionen um Gedächtnis und Identität, wie sie im Gießener SFB ‚Erinnerungskulturen' vorangetrieben worden sind. Die Thematik erlaubt zugleich eine Reflexion über die Entstehungsbedingungen der Militärgeschichtsschreibung selbst, die ihre Wurzeln in einer mehr oder minder professionalisierten Erinnerungskultur im akademischen und nichtakademischen Bereich besitzt. In diesen Kontext gehören schließlich auch Repräsentationen frühneuzeitlicher Militärgeschichte und Traditionsbildung, wie sie gegenwärtig in Museums- und Ausstellungskonzeptionen zu Krieg und Militär in der frühen Neuzeit eine vor wenigen Jahren noch unvermutete Konjunktur erfahren.

Die Sektionen der Tagung werden folgenden Schwerpunkten gewidmet sein:

Innermilitärische Erinnerungskulturen

Wie haben sich militärische Kollektive (z. B. Regimenter oder Veteranen) in Form von Traditionsbildung und ‚Eigengeschichten' eine spezifische Identität verschafft, welche Rolle spielen in diesem Kontext individuelle Erinnerungen?

Militärische Vergesellschaftung durch Erinnerung

Wie tragen herausgehobene Gruppen und Akteure mit ausgeprägten eigenen Vergangenheitsbezügen (Fürsten, Adel, Militärprediger etc.) im Spannungsfeld von fürstlichem Machtanspruch und adliger Widerständigkeit, theologisch begründetem Amtsgedanken und funktionalen Anforderungen, militärischer Professionalisierung und adeligen Normen zur Ausbildung spezifischer militärischer Erinnerungskulturen bei?

Die Napoleonischen Kriege in der europäischen Erinnerungskultur

Die Napoleonischen Kriege erscheinen nicht nur deshalb als ein herausgehobener Untersuchungsgegenstand militärischer Erinnerungskultur, weil sie im kollektiven Gedächtnis ein europäisches Phänomen geworden sind, sondern weil sich hier auch besonders gut diskutieren lässt, wie militärische Neuerungen gerade in der Retrospektive identitätsstiftend (z. B. Wehrpflicht) geworden sind. Zudem lässt gerade der Umstand, dass weniger die militärischen Ereignisse selbst als vielmehr die kollektive Erinnerung daran zunehmend unter einer nationalen Perspektive verortet wurden, die Eigendynamik von Erinnerungskulturen deutlich werden.

Die Genese von Militär-Wissenschaft und Militärgeschichte aus dem Geist militärischer Erinnerungskultur

Die Entstehung von Militärwissenschaft und Militärgeschichte – besonders in Gestalt der Regimentsgeschichten – ist ohne den Rückgriff auf eine spezifische Erinnerungskultur nicht denkbar. Die Beiträge dieser Sektion sollen die Überführung aktueller

Schlachtenereignisse in eine identitätsstiftende militärische Eigengeschichte der jeweiligen militärischen Einheiten aufzeigen und herausarbeiten, wie auf diese Weise dynastische und staatliche Vergangenheitspolitik betrieben wurde.

Mediale Repräsentationen von Erinnerungskulturen (Denkmäler, Souvenirs, literarische Manifestationen, Schlachtengedenken)

Die Untersuchung von Strategien der Umsetzung von Erinnerungsinteressen ist stets eng mit der Frage nach den Erinnerungsmedien verbunden. In der Analyse der Darstellungs- und Vermittlungsabsichten seit dem Spätmittelalter wird in der Vielfalt medialer Präsentationsformen auch die Pluralität gruppenspezifischer Erinnerungskulturen greifbar.

Ausstellungs- und Museumskonzeptionen als Konkretisierung (frühneuzeitlicher) militärischer Erinnerungskultur

In dieser Sektion sollen sowohl frühneuzeitliche ‚Ausstellungen' und Präsentationen von Militaria (z. B. Kriegsbeute) wie auch aktuelle Konzeptionen von Ausstellungen und Museum zur frühneuzeitlichen Militärgeschichte thematisiert werden.

Themen und Vortragsangebote zu den einzelnen Sektionen sind herzlich willkommen. Wir bitten um Einsendung eines abstracts im Umfang von ca. 1 Seite bis zum 30. August 2008 an:

Prof. Horst Carl,
Institut für Geschichte der Justus-Liebig Universität Gießen,
Abt. Frühe Neuzeit (Neuzeit II),
Otto Behaghel Str. 10c, 3
5394 Gießen.

Autorenverzeichnis

Holger Berg, Kollegiat im European University Institute (Florence), e-mail: nils.berg[at]eui.eu

Holger Th. Gräf, Hess. Landesamt für geschichtliche Landeskunde, Marburg, e-mail: graef[at]staff.uni-marburg.de

Lena Haunert, Fachbereich Geschichte und Kulturwissenschaften, Universität Marburg, e-mail: Haunertl[at]staff.uni-marburg.de

Markus Hien, Scherenbergstraße 13, 97082 Würzburg, e-mail: markushien[at]yahoo.de

Jan Willem Huntebrinker, Historisches Museum Frankfurt am Main, e-mail: Jan-Willem.Huntebrinker[at]stadt-frankfurt.de

Mathis Mager, e-mail: Mathis.Mager[at]gmx.de

Ralf Pröve, Lehrstuhl für Militärgeschichte Potsdam, e-mail: proeve[at]rz.uni-potsdam.de

Dorit Schneider, e-mail: Dorit.Schneider[at]berlin.de

Vladimir von Schnurbein, e-mail: vladoschnurbein[at]web.de

Angela Strauß, Lehrstuhl für Militärgeschichte Potsdam, e-mail: Angela.Strauss[at]uni-potsdam.de

Dierk Walter, Hamburger Institut für Sozialforschung, e-mail: kontakt[at]dierkwalter.de

Carmen Winkel, Lehrstuhl für Militärgeschichte Potsdam, e-mail: cwinkel[at]rz.uni-potsdam.de

Veröffentlichungen des AMG

Bernhard R. Kroener und Ralf Pröve (Hrsg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn 1996, 356 S., € 8.90 [ISBN 3-506-74825-4]

Karen Hagemann und Ralf Pröve (Hrsg.), Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel, Frankfurt am Main 1998 (= Geschichte und Geschlechter, Bd. 26), 368 S., € 39.90 [ISBN3-593-36101-9]

Seit 2000 verfügt der Arbeitskreis über die Schriftenreihe:
„Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit“:

Bd. 1: Stefan Kroll, Kersten Krüger (Hrsg.): Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit, Münster u. a. 2000, 390 S., € 25.90 [ISBN: 3-8258-4758-6].

Bd. 2: Markus Meumann, Ralf Pröve (Hrsg.): Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Umrisse eines dynamisch-kommunikativen Prozesses, Münster u. a. 2004, 256 S., € 25.90 [ISBN: 3-8258-6000-0].

Bd. 3: Markus Meumann, Jörg Rogge (Hrsg.): Die besetzte res publica. Zum Verhältnis von ziviler Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert, Münster u. a. 2006, 416 S., € 40.90 [ISBN: 3-8258-6346-8].

Bd. 4: Michael Kaiser, Stefan Kroll (Hrsg.): Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit, Münster u. a. 2004, 352 S., € 25.90 [ISBN: 3-8258-6030-2].

Bd. 5 (im Druck): Matthias Rogg, Jutta Nowosadtko (Hrsg.): „Mars und die Musen“. Das Wechselspiel von Militär, Krieg und Kunst in der Frühen Neuzeit, Münster u. a., 408 S., € 59.90 [ISBN: 978-3-8258-9809-1]

Bd. 6: Sebastian Küster: Vier Monarchien – Vier Öffentlichkeiten. Kommunikation um die Schlacht bei Dettingen, Münster u. a. 2004, 560 S., € 45.90 [ISBN: 3-8258-7773-6]

Bd. 7: Beate Engelen: Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisonsgesellschaft im späten 17. und 18. Jahrhundert, Münster u. a. 2005, 672 S., € 59.90 [ISBN: 3-8258-8052-4]

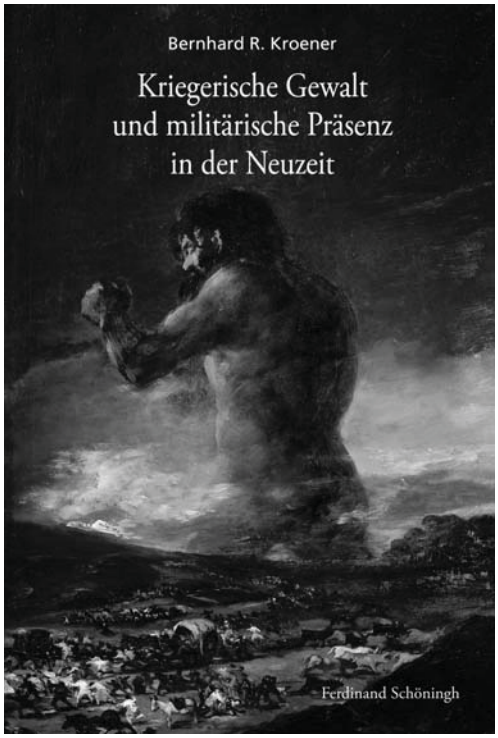
Bd. 8: Ursula Löffler: Vermittlung und Durchsetzung von Herrschaft auf dem Lande. Dörfliche Amtsträger im Erzstift und Herzogtum Magdeburg, 17.-18. Jahrhundert, Münster u. a. 2005, 256 S., € 24.90 [ISBN: 3-8258-8077-X]

Bd. 9 (Ankündigung): Matthias Asche, Michael Herrmann, Anton Schindling, Ulrike Ludwig (Hrsg.): Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit, 344 S., € 29.90 [ISBN 978-3-8258-9863-6]

Bd. 10: Ewa Anklam: Wissen nach Augenmaß. Militärische Beobachtung und Berichterstattung im Siebenjährigen Krieg, Münster u. a. 2008, 312 S., € 29.90 [ISBN 978-3-8258-0585-2]

Neuerscheinungen

Militärgeschichtliches Forschungsamt MGFA



Bernhard R. Kroener,
Kriegerische Gewalt und militärische Präsenz in der Neuzeit.
Ausgewählte Schriften.
Im Auftrag des MGFA hrsg. von Ralf Pröve und Bruno Thoß,
Paderborn: Ferdinand Schöningh 2008, XVI, 316 S.,
44,90 Euro,
ISBN 978-3-506-76548-2

Das Arbeitsfeld von Bernhard R. Kroener weist eine enorme zeitliche wie thematische Breite und Vielfalt auf. In Forschung und Lehre setzt er bereits im späten Mittelalter ein, um dann die gesamte Epoche der Neuzeit in das Blickfeld seiner Aufmerksamkeit zu rücken. Dabei fanden sowohl wirtschafts- wie sozialhistorische als auch kultur- und politikgeschichtliche Ansätze Beachtung. Seine besondere Konzentration gilt der Geschichte des Zweiten Weltkrieges und der Erforschung des Dreißigjährigen Krieges.

Die für den vorliegenden Band zusammengestellten Aufsätze geben Einblick in zentrale wissenschaftliche Tätigkeitsfelder des Inhabers der Potsdamer Professur für Militärgeschichte. In einem breiten zeitlichen Bogen beleuchten sie vier Forschungsschwerpunkte: ausgehend von historiografischen Problemen und aktuellen Forschungsdebatten wenden sie sich den Lebensbedingungen im Sozialsystem Militär zu; schließlich folgen Beiträge zur ideologischen, ökonomischen und politischen Aufrüstung sowie zur Entstehung und Verbreitung von Kriegsmythen.

Dieser Band spiegelt nicht nur die wissenschaftliche Spannbreite des Autors wider, sondern ist auch ein Zeugnis der modernen deutschen Militärgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg.

– Anzeige –

Neuerscheinungen

Militärgeschichtliches Forschungsamt MGFA

Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1945. Erster Halbbd: Die militärische Niederwerfung der Wehrmacht. Zweiter Halbbd: Die Folgen des Zweiten Weltkrieges. Im Auftrag des MGFA hrsg. von Rolf-Dieter Müller, München: Deutsche Verlags-Anstalt 2008, Bd 10/1: XII, 948 S., ISBN 978-3-421-06237-6; Bd 10/2: VIII, 798 S.; ISBN 978-3-421-04338-2 (= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, 10/1 und 10/2), je 49,80 Euro

Im Mittelpunkt der beiden Abschlussbände 10/1 und 10/2 steht das Kriegsende in Deutschland 1945. Die militärischen Ereignisse an Ost- und Westfront sowie die alliierte Bomberoffensive führten im Frühjahr 1945 in die totale Niederlage und zu den größten Menschenverlusten in der deutschen Geschichte. Bereits der Rückblick auf die deutsche Seekriegführung seit 1943 zeigt die Aussichtslosigkeit eines sinnlosen »Endkampfes« sowie den Realitätsverlust der Wehrmachtführung, der während dieser Katastrophe seinen Höhepunkt erreichte.

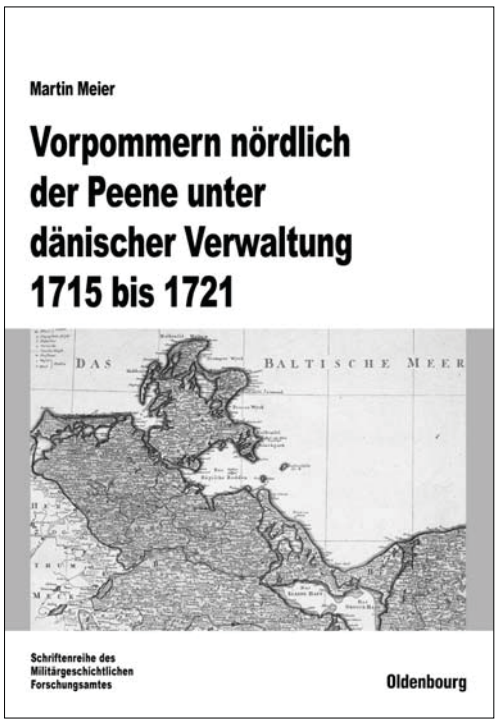
In der Agonie des Zusammenbruchs waren die Folgen für Flüchtlinge, Vertriebene und Kriegsgefangene besonders verheerend. Die »deutsche Frage« belastete die nationale wie die internationale Politik gleichermaßen; mit dem Neubeginn und seinen Chancen setzte auch der ambivalente Umgang mit der unmittelbaren Vergangenheit ein. Wie prägend der Zweite Weltkrieg für die deutsche Geschichte war, zeigen die Ergebnisse dieses umfassenden Forschungsprojekts.

Mit Beiträgen von Horst Boog, Richard Lakowski, Werner Rahn, Manfred Zeidler, John Zimmermann (Bd 10/1) sowie Jörg Echternkamp, Andreas Kunz, Wilfried Loth, Rolf-Dieter Müller, Rüdiger Overmans, Michael Schwartz (Bd 10/2).

– Anzeige –

Neuerscheinungen

Militärgeschichtliches Forschungsamt MGFA



Martin Meier,
Vorpommern nördlich der Peene unter dänischer Verwaltung 1715 bis 1721. Aufbau einer Verwaltung und Herrschaftssicherung in einem eroberten Gebiet,
München: Oldenbourg 2008, X, 363 S. (= Beiträge zur Militärgeschichte, 65), 49,80 Euro, ISBN 978-3-486-58285-7

Die Studie zeigt die Errichtung einer Herrschaft und deren Sicherung in einem im Kriege gewonnenen Territorium anhand der Geschichte Vorpommerns im Zeitraum von 1715 bis 1721. Dänemark versuchte damals, dauerhaft den Besitz der eroberten Gebiete Vorpommern und Rügen zu sichern. Militärische, ökonomische und politische Faktoren gaben den Ausschlag für den Erfolg der dänischen Bemühungen. Besondere Bedeutung fiel der Regionalverwaltung als steuerndem und überwachendem, der Kirche als legitimierendem und verwaltungstechnischem sowie dem Militär als repressivem Instrument des Landesherren zu.

Innerständische Konflikte, Spannungen zwischen regionaler und zentraler Administration, Auseinandersetzungen um die Brechung der althergebrachten landständischen Verfassung und die Durchsetzung eines absolutistischen Herrschaftsanspruchs sind typische Probleme, mit denen sich ein frühmoderner Staat bei der Herrschaftssicherung konfrontiert sah.

– Anzeige –

Neuerscheinungen

Militärgeschichtliches Forschungsamt MGFA

Nicolas Wolz,
Das lange Warten.
Kriegserfahrungen deutscher
und britischer Seeoffiziere
1914 bis 1918,
Paderborn: Schöningh 2008,
VIII, 519 S.
(= Zeitalter der Weltkriege, 3),
39,90 Euro,
ISBN 978-3-506-76471-3

Für das Selbstverständnis der Offiziere von Royal Navy und Kaiserlicher Marine war der Erste Weltkrieg ein Desaster. Die britische Blockadestrategie verhinderte ein direktes Kräftemessen der beiden stärksten Schlachtflotten der Welt. Die einzige größere Seeschlacht 1916 vor dem Skagerrak führte keine Entscheidung herbei. Die Seeoffiziere, Angehörige einer militärischen wie gesellschaftlichen Elite, mussten sich damit zufrieden geben, beinahe wie im Frieden Dienst zu tun, obwohl beide Seiten das große Aufeinandertreffen sehnlichst erwarteten. Das lange Warten wurde so für sie zur prägenden Erfahrung des Krieges.

Auf Grundlage zahlreicher Tagebücher und Briefe beschreibt Nicolas Wolz, wie Alltag und Lebenswelt der Offiziere beider Nationen beschaffen waren und wie sie versuchten, ihr »Nichtstun« zu verarbeiten, zu rechtfertigen und ihm schließlich einen Sinn zu geben.

– Anzeige –

Neuerscheinungen

Militärgeschichtliches Forschungsamt MGFA

Militärisches Zeremoniell in Deutschland. Mit Beiträgen von Michael Epkenhans, Sven Lange, Dieter Langewiesche, Christian Th. Müller und Michael Schramm. Im Auftrag der Deutschen Kommission für Militärgeschichte und des MGFA hrsg. von Hans Ehlert, Potsdam: MGFA 2008, 75 S. (= Potsdamer Schriften zur Militärgeschichte, 6), Schutzgebühr inkl. Porto 5 Euro, ISBN 978-3-9808882-8-8

Seit Jahrhunderten sind Zeremonielle ein wichtiger Bestandteil des Alltags von Soldaten. Wie sie entstanden, welche Funktionen sie hatten und welche Wandlungen sie im Laufe der Geschichte erfuhren, behandeln die in diesem Band vorgelegten Beiträge von Hans Ehlert, Michael Epkenhans, Sven Lange, Christian Th. Müller und Michael Schramm. Übergreifend beschäftigt sich Dieter Langewiesche mit dem Verhältnis von »Liberalismus, Nationalismus und Krieg im 19. Jahrhundert«.

– Anzeige –

Neuerscheinungen

Militärgeschichtliches Forschungsamt MGFA

Grundkurs deutsche Militärgeschichte. Die Zeit nach 1945. Armeen im Wandel. Mit Beiträgen von Manfred Görtemaker, Reiner Pommerin, Rüdiger Wenzke und Irmgard Zündorf sowie Helmut R. Hammerich, Jörg Hillmann, Bernd Lemke und Bruno Thoß,
München: Oldenbourg 2008, XVII, 462 S. (= Grundkurs deutsche Militärgeschichte. Im Auftrag des MGFA hrsg. von Karl-Volker Neugebauer, 3),
19,80 Euro,
ISBN 978-3-486-58100-3

Der »Grundkurs deutsche Militärgeschichte« ist das offizielle Lehr- und Studienbuch für die Offizierausbildung in der Bundeswehr, das in drei Bänden sowie einer interaktiven DVD zentrales Wissen aus nahezu tausend Jahren deutscher Militärgeschichte für Unterricht und Selbststudium aufbereitet.

Angefangen vom Mittelalter bis in die Gegenwart werden grundlegende Entwicklungslinien aufgezeigt sowie das spannungsreiche Verhältnis von Militär, Politik, Staat und Gesellschaft ausführlich beschrieben. Die einzelnen Teile sind nach einem durchgängigen Schema gegliedert, sie bieten zunächst einen Überblick und beleuchten anschließend Umfeld, Strukturen und Konflikte der jeweiligen Epoche. Durch die Beigabe einer Vielzahl von Abbildungen, Quellentexten, Karten, Grafiken, Tabellen, Biogrammen und Sachtexten erfüllt der »Grundkurs deutsche Militärgeschichte« gleichermaßen die Funktion eines militärgeschichtlichen Nachschlagewerkes.

Eine ergänzende multimediale, interaktive Lernsoftware (erscheint Mai/Juni 2008) bereichert das Werk für Lehre und Studium. Nach neuesten methodisch-didaktischen Erkenntnissen gestaltet, arbeitet sie wichtige Aspekte der deutschen Militärgeschichte auf und regt zum selbstständigen, »entdeckenden« Lernen an.

Der »Grundkurs« gibt eine umfassende Orientierung, lädt ein zu einem Streifzug durch die ereignisreiche deutsche Militärgeschichte und kombiniert Leselust mit Lerneffekt.

– Anzeige –

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit 12 (2008), 1

Redaktion:
Urte Evert (urtea@gmx.de): Lektorat
Gundula Gahlen (g.gahlen@freenet.de): Projekte, Berichte
Jan Willem Huntebrinker (jan.huntebrinker@web.de): Projekte
Ulrike Ludwig (ulrike-ludwig@freenet.de): Aufsätze, Organisation, Layout
Sascha Möbius (sascha.moebius@googlemail.com): Aufsätze
Carmen Winkel (cwinkel@rz.uni-potsdam.de): Rezensionen, Berichte

Redaktionsanschrift:
Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.
c/o Ulrike Ludwig, TU Dresden, Philosophische Fakultät
Institut für Geschichte / Frühe Neuzeit, 01062 Dresden
E-Mail: ulrike-ludwig@freenet.de
URL: http://www.amg-fnz.de/lit/zeitschrift.htm

Beiträge, Informationen über laufende oder kürzlich abgeschlossene Forschungsprojekte, Tagungsberichte und Rezensionen richten Sie bitte per E-Mail oder mit PC-kompatibler Diskette an die zuständigen RedakteurInnen unter den angegebenen Adressen. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzudrucken oder nach Rücksprache zu kürzen.

Der Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. wurde im Frühjahr 1995 gegründet. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Erforschung des Militärs im Rahmen der frühneuzeitlichen Geschichte zu befördern und zugleich das Bewusstsein der Frühneuzeit-HistorikerInnen für die Bedeutung des Militärs in all seinen Funktionen zu wecken. Das Militär steht somit als soziale Gruppe selbst im Mittelpunkt der Aktivitäten des Arbeitskreises, wird aber auch in seinen Wirkungen und Repräsentationen thematisiert. Ziel ist es, die Rolle des Militärs als Teil der frühneuzeitlichen Gesellschaft umfassend herauszuarbeiten und zu würdigen. Insofern versteht der AMG seine Arbeit nicht nur als Beitrag zur Militärgeschichte, sondern vor allem als Beitrag zur Geschichte der Frühen Neuzeit insgesamt.

Der Arbeitskreis bietet ein Diskussions- und Informationsforum durch die Organisation von Tagungen, die Herausgabe der Schriftenreihe 'Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit', die Zeitschrift 'Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit' und die Mailingliste mil-fnz.

ISSN 1617-9722